Band 937 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Belials Mordhaus

Band 937 • DM 2,20

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





60937

4 191914 202205



Belials Mordhaus

John Sinclair Nr. 937

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 18.06.1996

Titelbild von Steve Crisp

Sinclair Crew

Belials Mordhaus

Der Speichel auf Shaos Lippen malte sich dort in kleinen Bläschen ab, als wollte er zwei Ketten bilden. Sie schrie, zischte und würgte. Sie lag auf dem Rücken neben ihrem Partner Suko, dessen Gesicht eine fürchterliche Qual zeigte, denn er durchlebte das gleiche wie Shao.

Beide litten unter schrecklichen Träumen, in denen ich eine Hauptrolle spielte, denn ich hatte ihre Worte nicht vergessen, die während des Traums aus Shaos Mund gedrungen waren und in meinem Kopf noch immer einschlugen wie Hammerschläge.

»Nicht, John - das Blut! Das verdammte Blut! Er stirbt...«

So hatte Shao gesprochen. Mit demjenigen, der sterben sollte, konnte nur ich gemeint sein. Ich stand jetzt vor den beiden und war verzweifelt, denn ich wußte nicht, was ich tun sollte. Sie wecken, aus ihren tiefen Träumen hervorholen, in die sie Belial, der Engel der Lügen, hineingeschickt hatte, oder sollte ich einfach abwarten, bis sie aufwachten?

Ihre Träume stimmten nicht mit der Wirklichkeit überein. Ich stand in ihrer Wohnung, ich war lebendig, aber sie sahen mich in ihren Träumen sterben…

Sicherlich nicht auf eine einfache Art und Weise, so etwas war Belial zu billig. Er machte es schlimm, sehr schlimm, und die Lügen wurden von den Menschen als Wahrheit aufgenommen, denn er verstand es perfekt, sie zu beeinflussen.

Die beiden litten entsetzlich. Mir erging es ähnlich, doch ich war mehr aufgeregt. Ich ließ mich auf die Knie fallen und kümmerte mich um Shao.

Vorsichtig berührte ich sie mit der rechten Hand. Die Fingerkuppen strichen über ihre Wangen, wo die Haut durch den ausgetretenen Schweiß glatt gemacht worden war.

Das Gesicht war warm, beinahe schon heiß. Ich merkte auch, wie die Haut unter meiner Berührung zuckte. Ansonsten erlebte ich keine Reaktion, denn Shao blieb auch weiterhin in ihrem alptraumhaften Lügengespinst gefangen.

Wieder sah sie so aus, als wollte sie etwas sagen. Sie riß den Mund weit auf, doch die schlimmen Bilder des Traums erstickten jede Reaktion. Nicht ein Wort konnte ich verstehen: Aus der Kehle lösten sich nur gurgelnde Laute.

Ich tupfte ihr mit einem Taschentuch Schweiß ab. Sie bemerkte es nicht, sie litt weiter, und Suko erging es ebenso. Nur sah er ruhiger aus. Beim zweiten Hinschauen allerdings war die Spannung auf seinem Gesicht deutlich zu erkennen. Da hatte sich die Haut straff gezogen, und sein Mund sah aus, als wollte er jeden Augenblick aufklappen.

Ich konnte den beiden nicht helfen. Es gab nur die eine Möglichkeit. Ich mußte so lange warten, bis bei ihnen die schrecklichen Träume abgeklungen waren und sie wieder erwachten.

Ein Gedanke machte mir allerdings schon zu schaffen. Jemand hatte sie in diesen Zustand hineinversetzt. Und diesem Unbekannten mußte es gelungen sein, in die Wohnung einzubrechen. Er hatte sicherlich nicht die Tür aufgebrochen, mit so etwas hielt sich Belial, der Lügenengel, erst gar nicht auf. Er kannte andere Methoden und hatte meine beiden Freunde damit überrascht.

Sie lagen auf dem Teppich. Die weiche Unterlage reichte aus. Ich wollte sie nicht hochheben und in einen Sessel oder auf die Couch

legen. Sie waren hier in einen tiefen Schlaf gefallen und würden auch wieder aus ihm erwachen.

Ich selbst brauchte eine gewisse Beruhigung. Der Geschmack in meinem Mund war unbeschreiblich. Die Furcht hatte für eine Überproduktion an Magensäure gesorgt, und als ich mich wieder normal hinstellte, da zitterte ich.

Ich ging mit langsamen Schritten in die kleine Küche, in der ich mich auskannte, weil sie ebenso aussah wie meine. Im Kühlschrank fand ich verschiedene Flaschen mit Säften. Ich wußte auch, wo die Gläser standen und füllte eines fast bis zum Rand mit dunkelrotem Traubensaft, dessen Farbe an Blut erinnerte.

Ich trank ihn trotzdem, und er schmeckte gut.

In der Küche blieb ich stehen. Beim Trinken fiel mir ein Fall ein, der eigentlich keiner war.

Begonnen hatte zwar alles mit mir, aber ich hatte trotzdem nichts Greifbares in der Hand, denn auch ich war in einem mörderischen Alptraum gefangen worden.

Ich hatte mich durch eine sehr dunkle Allee gehen sehen. Weiter, immer weiter. Endlos. Finsternis, Angst und Beklemmung. Mein Herzschlag war nur ein Rasen gewesen, aber ich war immer weiter die finstere Straße hinuntergegangen, einem Ziel entgegen, von dessen Aussehen ich überhaupt keine Ahnung hatte. Es war plötzlich aufgetaucht. Ich hatte mich vor einem dunklen Haus gesehen oder vor einer Scheune. Die Angst war noch schlimmer geworden, denn ich spürte, daß man mich in das Haus hineinlocken wollte, aber ich traute mich nicht, die Schwelle zu überschreiten. Dann wachte ich auf.

In dieser Nacht hatte Glenda Perkins bei mir übernachtet. Nach diesem Traum hatten wir uns gegenseitig getröstet, und wir beide hatten uns voll der Liebe hingegeben. Nicht nur, um den Traum zu vergessen.

Ich hatte ihn tatsächlich für eine Weile vergessen, dann aber war ich wieder eingeschlafen. Blitzschnell weggesackt, und der Traum war zurückgekehrt.

Er hatte seine Fortsetzung genau an der Stelle gefunden, wo er beim Erwachen aufgehört hatte.

Noch immer stand ich vor der offenen Tür des düsteren Hauses. Jede Faser meines Körpers warnte mich, das Haus nicht zu betreten, weil dort etwas Furchtbares auf mich wartete.

Ich war trotzdem gegangen. Wer mir diesen Schub gegeben hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls hatte ich das Haus betreten und mich durch die Finsternis vorgetastet, bis ich ein gelbliches Licht gesehen hatte. Es war durch eine im Boden befindliche Scheibe geströmt, und ich hatte durch die Scheibe in die Tiefe schauen können.

In diesen Augenblicken erlebte ich den Höhepunkt meines zweiten

Alptraums. Auf einem schmutzigen Steinboden hatten zwei Frauen gelegen. Nackt, gefesselt und tot.

Glenda Perkins und Jane Collins!

Beide Körper waren durch zahlreiche Messerwunden entstellt worden, und jeder hatte man die Kehle durchgeschnitten.

Zwei Tote!

Ich war fast verrückt geworden und dann erwacht. Ich hatte geweint, ich hatte geschwitzt, und ich hatte nicht mehr normal den Traum von der Realität unterscheiden können und wollte kaum glauben, daß Glenda, die sich noch immer in meiner Wohnung aufhielt, tatsächlich existierte.

Wir hatten vorgehabt, ein Wochenende gemeinsam zu verbringen. Daraus war nichts mehr geworden. Zumindest war die Stimmung weg. Unter diesem alptraumhaften Druck hätte ich zumindest nicht fröhlich und locker sein können.

Was dahintersteckte, wußte ich nicht. Mir war nur klar, daß dieser Traum ein Anfang sein konnte.

Der Beginn von einer Sache, einem bösen Fall, der noch auf mich zurollte. Jemand hatte sich einen Spaß daraus gemacht, mich zu warnen. In diesem Traum hatten letztendlich Glenda und Jane die Hauptrollen gespielt, so daß ich davon ausging, daß sie auch unmittelbar davon betroffen waren.

Träume sind Schäume, sagt man.

Sollte ich das unterschreiben?

Ich war auch jetzt nicht dazu in der Lage, denn meine Befürchtungen waren eingetroffen. Man hatte Glenda und Jane mit in die Tatsachen einbezogen, denn beide waren verschwunden.

Glenda aus ihrer Wohnung, und Jane praktisch aus ihrem Wagen heraus; sie war auf der Fahrt zu mir gewesen, da ich ihr von meinem Traum berichtet hatte.

Wo ich die beiden Frauen finden konnte, wußte ich nicht. Ich hatte später in Glendas Wohnung gewartet, aber sie war nicht gekommen. Nur war mir ein ungewöhnlicher Geruch in dem Wohnraum aufgefallen. Etwas, das der Besucher oder Kidnapper zurückgelassen hatte. Es war typisch für ihn, so typisch, daß ich diesen Geruch, den ich schon einmal wahrgenommen hatte, nicht vergessen konnte.

Allerdings hatte ich lange überlegen müssen, wo er mir bereits aufgefallen war. Schließlich hatte es bei mir geklickt.

Vor einigen Monaten, als ich zum erstenmal voll und sichtbar auf den Lügenengel Belial getroffen war. Er hatte diesen Geruch verbreitet, der war derjenige gewesen, der ihn aus seinem Reich mitgebracht hatte. An dieses Monstrum Belial erinnerte ich mich nur ungern. Er war einfach zu schlimm, eine Ausgeburt der tiefsten Hölle, einer derjenigen, die dicht an Luzifers Seite gestanden und auch verloren

hatten.
Belial…
Noch immer schüttelte ich mich, wenn ich an ihn dachte. An seine Unmenschlichkeit und an seine Gnadenlosigkeit. Für ihn und für viele seiner Artgenossen gab es nur ein Ziel.
Die Umkehrung der Niederlage, die sie zu Beginn der Zeiten erlitten hatten, in einen Sieg. Er wollte die Genesis auf seine Art und Weise neu schreiben. Um dieses Ziel zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht. Aber er wußte auch, daß diese neue Welt nicht frei von Gegnern war. Es gab Menschen, die ihn durchschauten, und zu diesen gehörte ich. Er und ich waren Todfeinde. Ich hatte ihn einmal zurückschlagen und erniedrigen können, das hatte er mir nicht vergessen, als es mir gelungen war, ihn einer Lüge zu überführen. Möglicherweise war es für ihn keine Lüge, sondern die Wahrheit gewesen.
Da hatte er sich zurückziehen müssen, aber es war ihm gelungen, sich zu erholen, und jemand wie er dachte immer wieder über neue Pläne nach, wie ich leider hatte erfahren müssen.
Inzwischen war ich davon überzeugt, daß er mir die Träume geschickt hatte. Auf sein Geheiß hin war ich im ersten Teil meines Traumes über die finstere Allee gegangen und hatte im zweiten Teil erst mein Ziel erreicht, wo der Schrecken lauerte.
Wahr oder nicht wahr?
Gab es dieses Haus? Existierte diese Allee?
Ich wußte es nicht. Es konnte möglich sein. Wenn ja, dann wußte ich auch, wo Jane und Glenda umgebracht worden waren. Oder hatte er mir diese Bilder nur geschickt?
Wie ich es auch drehte und wendete, eine Antwort konnte ich mir nicht geben, und Belial würde sich hüten, mir einen Weg zu zeigen.
Ich mußte allein das Ziel finden, und dort würde sich Belial dann stellen, davon war ich überzeugt.
Noch aber war dieser Weg verdammt steinig. Es würde dauern, bis ich eine Lücke fand, dabei konnten mir unter Umständen meine Freunde helfen, denn sie lebten, das wußte ich. Zumindest Shao und Suko.
Was allerdings mit Jane Collins und Glenda Perkins geschehen war, stand für mich in den Sternen.
Ich versuchte auch, meine Gedanken an sie zu verbannen. Wenn ich mich zu sehr mit ihrem Schicksal beschäftigte, konnte mich das beeinflussen.
Daß ich die Hälfte der Flasche schon geleert hatte, war mir gar nicht aufgefallen. In dieser kleinen Küche umgab mich eine schon bedrückende Stille. Sie war normal. Daß ich sie so wahrnahm, mußte an mir liegen, denn die Erinnerungen wollten nicht weichen.

Die Tür hatte ich nicht geschlossen. Sie stand einen Spalt breit offen, und ich lauschte in die Wohnung hinein, um etwas von meinen Freunden zu hören.

Es blieb still.

Kein Stöhnen mehr, keine unter Streß oder Angst geflüsterten Worte. Es kam mir schon zu ruhig vor, verdächtig ruhig.

Ziemlich gespannt verließ ich die Küche. Der Weg in den Wohnraum war wie immer. Möbel aus Rattanholz, die bunten Kissen darauf, die den dunkleren Gestellen einen freundlichen Touch gaben, aber ich sah weder Shao noch ihren Partner in einem Sessel hocken.

Dafür lagen sie auf dem Boden, und zwar so, wie ich sie verlassen hatte.

Trotzdem gab es einen Unterschied.

Die beiden wirkten entspannter. Sie würgten und röchelten nicht mehr. Der schlimme Alptraum schien sich verflüchtigt zu haben. Als ich in Sichtweite an sie herangetreten war, lagen sie zwar noch so da, wie ich sie verlassen hatte, aber sie machten durchaus den Eindruck eines friedlich schlafenden Paars.

Ich war sehr leise gegangen. Wohl nicht leise genug. Kaum hatte ich sie erreicht, da öffneten sie die Augen. Beide zugleich, wie auf Kommando.

***

Vier Kampfhunde waren auf das Opfer fixiert, das vor ihnen gefesselt auf dem Boden lag und sich nicht rühren konnte. Der Körper des Mannes bildete ein großes X. Arme und Beine waren gespreizt und mit Stricken an Pflöcken festgebunden worden.

Der Mann konnte sich nicht rühren, abgesehen von seinem Kopf. Wenn er sich anstrengte, dann war es ihm möglich, ihn zu heben. Wenn er es getan hätte, dann hätte er nur die vierbeinigen Bestien gesehen, die auf ihn zuschlichen.

Die Mäuler offen, die Reiß- und Killerzähne gebleckt. Zwischen den Gebissen hingen Speichelfäden. Die Körper der Hunde sahen hell aus. Zwei von ihnen zeigten auch dunklere Flecken auf dem Fell. Atem stieß zusammen mit drohendem Knurren hervor. Es wehte über den Körper des Gefesselten hinweg, der nicht sah, daß er von zwei Frauen beobachtet wurde, die in seiner Nähe standen, im Nichts, ihm aber nicht helfen konnten, denn es war ihnen nicht möglich, sich zu bewegen, weil sie unter der Kontrolle einer anderen und bedrückenden Macht standen.

Die beiden Frauen hießen Glenda Perkins und Jane Collins, und der gefesselte Mann war ihr Freund John Sinclair.

Sie sahen das Grauen mit an. Sie wußten, daß sie beide zu Zeugen seines schrecklichen Todes werden sollten. John würde nicht

überleben.

Keine von ihnen sprach. Das Entsetzen hatte sie stumm werden lassen. Die Angst hielt sie umklammert, und es war ihnen nicht möglich, ihre Münder zu schließen.

Vor kurzem hatten sie noch miteinander sprechen können, das war jetzt auch vorbei. Der im Hintergrund lauernde Feind hatte die volle Kontrolle übernommen.

Und dann schrieen sie doch, als die vier Hunde ihrem Opfer entgegenstürzten. Die Gier nach diesem Menschen hatte sie übermannt. Jeder von ihnen wollte als erster seine Zähne in den Körper schlagen, die Kleidung zerfetzen und sich die Beute holen.

Dieser Mensch sollte nicht die Spur einer Chance bekommen, er durfte einfach nicht überleben. Die Kampfhunde wollten endlich satt werden. Als sie den Mann erreicht hatten und zubissen, da sah es aus, als würden sie nicken. Wie Kreaturen, die genau das Richtige getan hatten. Die beiden Frauen warteten darauf, daß die Schreie des Mannes ihre Ohren malträtierten, daß Blut spritzte und…

Nebel erschien.

Blitzartig war er da. Der Dunst nahm ihnen die Sicht. Was sich in ihm abspielte, konnten Glenda und Jane nur schemenhaft erkennen. Die vier Hunde zuckten, bissen und bewegten sich durch den dichten Nebel. Er nahm ihnen die Sicht. Sie erlebten den Tod nicht richtig mit, aber sie wußten sehr wohl, daß John ihm nicht mehr entwischen konnte.

Vier Schnauzen rissen, zerrten und bissen so heftig an dem Körper, daß dieser in den Fesseln zuckte. Dabei entstanden für Sekundenbruchteile Lücken im Nebel. Leider war das zu kurz, um Einzelheiten erkennen zu können. Auch ihre Schreie waren verstummt. Was sie jetzt in den Klauen hielt, war das reine Entsetzen. Es hatte sie stumm werden lassen.

Sie bewegten ihre Arme wie auf Kommando aufeinander zu und hielten sich an den Händen fest.

Jane und Glenda spürten das Zittern und auch die Tränen auf ihren Gesichtern, die warm an den Wangen entlang nach unten rannen.

Sie weinten stumm. Die Haut am Hals zuckte. Die Wangen ebenfalls. Eine kaum beschreibliche Trauer durchflutete sie. Kälte und Hitze zugleich drängte sich durch ihre Körper. Sie spürten das Tuckern im Kopf. Jemand hämmerte ihnen etwas ein, von dem sie nicht wußten, was es überhaupt war. Ob John Sinclair schon tot und von den Kampfhunden zerrissen war, sahen sie nicht. Sie mußten aber davon ausgehen, obwohl der Dunst ihnen nach wie vor den größten Teil der Sicht nahm.

Ein Mensch kam gegen diese Bestien nicht an. Ein Gefesselter hatte nicht die Spur einer Chance.

Aus dem Nebel drang den beiden ein Geruch entgegen, der ihnen den Atem raubte. Blut schien erhitzt worden zu sein.

Johns Blut?

Irgendwie schafften die Frauen es auch, die Köpfe zu drehen und sich anzuschauen: Glenda sah Janes Gesicht, und die Detektivin sah das der Sekretärin vor sich.

Beide weinten. Die Gesichter zuckten. Die Augen schwammen in Tränenwasser. Schluchzend holten sie Luft, dabei zitterten sie von oben bis unten. Es war einfach nicht zu verkraften, was sie da erlebt hatten. Jetzt standen sie allein in der absoluten Stille. Keine fremden Geräusche mehr. Kein Hecheln, Knurren oder Jaulen.

Jane Collins fing sich als erste. Während Glenda ihren Kopf gesenkt hielt, hob die Detektivin den Arm und wischte mit dem Handrücken über ihre Augen. Auch jetzt fiel es ihr schwer, etwas zu sagen, aber sie riß sich zusammen, und sie brachte die Worte mühsam über die Lippen. Wie ein kleines Kind, das noch sprechen lernt.

»Tot«, sagte sie. »John ist tot…«

Glenda nickte nur.

»Er ist tot!« wiederholte Jane monoton. »Wir habe ihn sterben sehen. Die Hunde haben ihn zerrissen, einfach zerfleischt. Er kann nicht mehr leben. Blut und Fleisch, die Zähne - sie waren furchtbar…« Jane konnte nicht mehr reden. Sie brauchte Trost. Ihr Gesicht wirkte ebenso starr wie der Körper, als sie sich nach vorn gegen Glenda fallen ließ, um von ihr aufgefangen zu werden.

Glenda Perkins erging es nicht anders. Auch ihr war es unmöglich, nur ein Wort hervorzubringen.

Sie stand da, sie schaute über Janes Schulter hinweg, der Rücken glich einer Bahn aus gefrorenen Eiskörnern, und sie blieb nur stumm.

Keine Angst, keine Freude, kein Entsetzen, keine Erleichterung. Sie fühlte nichts mehr, denn in ihr war alles leer. So wie sie mußte sich jemand vorkommen, der völlig ausgebrannt ist, nur mehr als Hülle existierte.

Keine der Frauen wußte, was sie sagen sollte. Sie hatten keine Worte mehr, sie konnten nicht mehr sprechen. Sie waren nur noch Puppen, irgendwelche Gestalten, die irgend jemand erschaffen hatte, ohne ihnen Leben einzuhauchen.

Die Angst blieb, obwohl sie sich nicht mehr bewegen konnten. Eine Angst, die tief in ihnen steckte.

Sie war wie ein Messer, das jemand durch beide Körper gestoßen hatte, wobei die Klinge ständig gedreht wurde.

Sie waren nicht mal in der Lage, sich mit sich selbst zu beschäftigen, weil sie auch nicht wußten, wo sie sich befanden. Jemand anderer hatte sie aus ihrem normalen Leben weggerissen. Jane aus einem Auto, und Glenda war aus ihrer Wohnung entführt worden. Die böse

Gestalt war gekommen. Der unheimliche Schatten war blitzartig über sie hergefallen, und dann war für sie alles anders gewesen.

In dieser fremden Welt hatten sie sich getroffen. Man hatte ihnen zeigen wollen, wie ihr gemeinsamer Freund, John Sinclair, an dem ihnen viel lag, starb.

Nicht einfach so. Zerrissen wurde er von geifernden Hundeschnauzen, die sogar noch das Blut aufleckten.

Jetzt standen die Frauen in der Kälte. Frost herrschte nicht. Ihre Körper hatten die Kälte dieser anderen Welt einfach aufgenommen. Es gab keine Haut, die sie hätte schützen können, das Eis war in sie eingedrungen und hatte auch einen Schimmer auf ihre Haut gelegt. Es gab keinen festen Boden unter ihren Füßen. Trotzdem fielen sie nicht in die Tiefe und bleiben stehen. Sich umarmend, noch immer weinend und schluchzend, und sie merkten kaum, wie sie sich gegenseitig streichelten.

»Er ist tot«, sagte Glenda und wiederholte die Worte noch einmal. »Er ist tot…«

Jane Collins erwiderte nichts.

»Warum ist er tot?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wer hat es getan?«

»Die Hunde, Glenda, die Hunde«

»Nein, nicht die Hunde. Oder ja. Es stand jemand dahinter. Ein anderer, der sie geführt hat.«

»Der Schatten…?«

»Ja«, erwiderte Glenda mit leiser Stimme. »Es war bestimmt der Schatten.«

Beide Frauen hatten bereits mit ihm Bekanntschaft gemacht. Ein Schatten war zu ihnen gekommen.

Er hatte sie besucht. Er war über sie hinweggefahren, er hatte sie gestreift, und sie hatten das unwahrscheinlich Böse erlebt, das von dieser Gestalt ausging.

Aber nun waren sie allein. Völlig allein und gefangen in dieser fremden Welt, im Nichts.

Für Menschen war es ein Nichts. Für diejenigen aber, die in dieser Welt oder Dimension herrschten, hatte das Nichts durchaus eine Berechtigung. Für ihn gab es Leben, für Menschen aber war es feindlich, wenn auch nicht tödlich. Glenda und Jane waren beide nicht in der Lage, sich zu unterhalten.

Da sie zu zweit waren, spürten sie beide nicht die erschreckende Einsamkeit. Sie konnten sich gegenseitig trösten und sich aneinander festhalten.

»Wie lange?« flüsterte Glenda noch. »Wie lange…?«

»Warum fragst du das mich?«

»Du bist die einzige…«

»Hör auf, Glenda, hör auf!« Jane ließ sie den Satz nicht mehr aussprechen. »Es ist so, wie es ist. Wir sind gefangen.«

»Wer hat uns gefangen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Die Gestalt«, sagte Glenda leise und zuckte zusammen. Sie trat von Jane weg. »Ich bin mir sicher. Es muß die Gestalt gewesen sein. Diese grauenhafte und fürchterliche Gestalt, in deren Gefangenschaft wir uns befinden. Nur sie, nur sie…«

»Und wo ist sie?« fragte Jane schwach.

Glenda hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Sie ist hier, aber wir werden sie nicht sehen können. Sie hat sich versteckt, sie beobachtet uns. Ich spüre es. Ihre Blicke - sie, sie freut sich.«

»John ist tot!« Es mußte einfach sein. Jane wäre an dieser Tatsache beinahe erstickt. Sie war nicht in der Lage, die Tatsache für sich zu behalten. Ihr Gehirn und die damit verbundene Psyche fing allmählich an, über die Tatsache nachzudenken, die natürlich erst verkraftet werden mußte. Aber das würde sie schaffen, bestimmt sogar. Doch nachdenken und möglicherweise verarbeiten mußte sie so etwas.

Jane ging zur Seite. Beobachtet von einer Glenda Perkins, die ebenfalls kein Wort hervorbrachte.

Sie stand nur da und schaute auf die Detektivin, die so schrecklich leer aussah. Jane wirkte nicht mehr wie ein Mensch, mehr wie eine geformte Gestalt, die darauf wartete, daß ihr Leben eingehaucht wurde.

John ist tot!

Jane kam von diesem Gedanken einfach nicht weg. Und er hatte einen Tod erlitten, wie er schlimmer nicht sein konnte. Es war einfach grauenhaft gewesen. Ein derartiges Ende wünschte sie keinem Menschen. Das war es gewesen, was sie…

Jane schüttelte den Kopf. Tausend Gedanken jagten durch ihren Kopf. Sie mußte sie ignorieren und sich mit dem Schicksal abfinden, aber sie würde es nie können, das stand fest.

Jane drehte sich um. Es geschah aus einem Gefühl heraus. Sie hatte gespürt, daß sich in ihrer Nähe etwas tat.

Sie starrte in die Dunkelheit, doch erkennen konnte sie nichts.

Glenda sagte nichts. Auch sie spürte, daß sich etwas tat, obwohl sich nichts verändert hatte. Noch immer waren sie von dieser lichtlosen Schwärze umgeben, aber tief in ihrem Innern schien sich etwas zu bewegen. Da wallte etwas hoch. Gefahr entstand. Sie war nicht zu begreifen, zu berechnen oder einzuordnen, aber es gab sie, und sie kam näher. Glenda spürte dieses Andere, Fremde, wie es sich herandrückte, wie es kam, wie es auf ein Ziel hinsteuerte, und dieses Ziel war sie, einfach sie.

Oder sie beide?
»Jane«, keuchte Glenda mit zitternder Stimme. »Jane, hör doch!«
Die Detektivin erwachte wie aus einem Schlaf. Sie zuckte regelrecht zusammen, als sie die Stimme vernommen hatte.
»Was ist denn?«
»Spürst du es?«
»Was?«
»Da kommt etwas auf uns zu.«
»Nein, nein, noch nicht.«
»Es beherrscht diese Welt. Es wird kommen, ich weiß es.«
»Gut.« Jane hatte nichts anderes sagen können, obwohl es bestimmt nicht gut war, sondern böse, sehr böse, aber darüber konnte und wollte sie jetzt nicht sprechen.
Das Fremde ließ sich nicht aufhalten. Es schwang heran. Es war nicht zu sehen, weil die Finsternis einfach zu dicht war.
Auch Jane nahm jetzt diesen Impuls wahr. Etwas trieb gegen sie. Es war wie eine Warnung. Worte, die nicht ausgesprochen wurden und nur in Gedanken bestanden.
Sie wußte auch nicht, mit wem sie es zu tun hatte. Das war ihr alles so schrecklich fremd. Die Kälte übernahm die Regie. Eine Kälte, wie sie nicht der Winter hervorbrachte, sondern mehr die innere Kälte. Die der Gedanken und des Schreckens.
Jemand war nahe, sehr nahe…
Er glitt heran.
Er kam näher!
Die Frauen wollten sich wieder gegenseitig Schutz geben. Sie streckten die Arme zu Seite. Glenda den rechten, Jane den linken. Automatisch fanden sich die Hände, und sie hielten sich gegenseitig fest, die Finger ineinander verschlungen, wie zwei Personen, die auf den Tod warteten und ihm gemeinsam ins Angesicht schauen wollten, wobei keine die andere allein lassen wollte.
Gemeinsam leben, gemeinsam sterben!
Sie sprachen kein Wort mehr. Die Furcht hatte sich wie ein böser Stachel in ihnen festgesetzt, zugleich mit einer ungewöhnlichen Neugierde, die sich die beiden einfach nicht erklären konnten. Ihre Gefühle waren nicht zu beschreiben, und sie waren deshalb auch nicht in der Lage, sie in Worte zu fassen.
Das Andere schob sich noch näher an sie heran. In der Dunkelheit hielt es sich versteckt und blieb auch so, obwohl sie ein Geräusch hörten, mit dem sie zunächst beide nicht zurechtkamen.
Das Geräusch wiederholte sich mehrmals hintereinander. Jedesmal klang es lauter, ein Zeichen, daß es eben näher an sie herankam.
Dann wieder!
Wusch, wusch…

Bisher hatten die Frauen keinen Windzug gespürt. In dieser Welt oder Dimension war vieles anders.

Da stand die Luft oder auch die Dunkelheit, wie immer man es erklären wollte.

Nun aber spürten sie den Luftzug, der an ihnen vorbeistrich und auch die Gesichter nicht verschonte. Er tanzte an ihnen hoch und berührte die Haare der beiden. Dann wanderte er weiter, erwischte sie an der rechten Seite, einen Moment später am Hinterkopf, und noch immer konnten sie nichts sehen.

Mehrere Male drehte sich der Luftzug um die beiden Körper herum, bis sie plötzlich etwas sahen, aber nicht genau erkennen konnten, um was es sich dabei handelte.

Es war ein Gegenstand, der sich um sie herum bewegte.

Ein Mensch? Eine Gestalt? Eine Kreatur oder was immer?

Sie konnten es nicht sagen, aber in der Finsternis vor ihnen entstand jetzt eine Bewegung. So raffiniert, daß die Dunkelheit für einen Moment verscheucht oder erhellt wurde. Damit die Gestalt sich deutlich zeigte.

Oder deutlicher, denn die beiden Frauen, deren Hände sich zusammenkrampften, entdeckten trotzdem nur einen grauen und großen Schatten, der sich noch immer an seinen Seiten bewegte und dafür sorgte, daß sie von einem Luftzug getroffen wurden.

Der Schatten stand vor ihnen in der Luft. Er bewegte sich nicht. Keinen Millimeter rückte er ab, aber dicht hinter ihm faltete sich etwas zusammen, das wie dünnes Papier wirkte. Oder waren es Schwingen, vielleicht auch Flügel?

Alles war möglich, alles. In dieser Dimension hatten sich die Tatsachen verdreht. Da war das Normale auf den Kopf gestellt worden, und das für Menschen Unnormale war hier normal.

Die Gestalt zeigte sich, aber sie blieb nach wie vor düster. Jane und Glenda hörten so etwas wie einen tiefen Atemzug, der aber mehr war, denn die Dunkelheit schob sich zur Seite, als hätte jemand mit einer Schere ein Loch hineingeschnitten.

In ihm sahen sie die Gestalt.

Es war der böse Engel, der Graue, der Düstere und auch der Unheimliche. Er stand vor ihnen und streckte dabei seinen Arm nach vorn. Die Finger hielt er zur Faust geschlossen und krallte damit etwas fest, das noch nicht genau zu erkennen war.

Aber sie konnten sehen, daß von diesem Gegenstand etwas nach unten fiel. Tropfen für Tropfen verschwand in der Schwärze.

Die Hand drückte den Gegenstand noch weiter nach vorn. Gleichzeitig verlor sich die graue Finsternis um ihn herum, blieb dabei allerdings nur auf ihn beschränkt.

Sie erkannten das Teil.

Es war ein Kopf.
Die Hand hielt ihn an den Haaren fest. Er war nicht mit einem glatten Streich vom Körper abgetrennt worden, er mußte abgerissen worden sein, das sahen sie überdeutlich.
Ein Gesicht war ebenfalls vorhanden. Haut, die blutete. Eine halb zerbissene Nase. Ein Auge, das fehlte oder sich nur mit Blut gefüllt hatte. Die rote Flüssigkeit war auch bis in die Haare gespritzt und hatte sich dort festgesetzt.
Das alles nahmen Jane und Glenda auf. Wichtig aber war etwas anderes. Obwohl sich das Gesicht so schrecklich entstellt zeigte, konnten sie trotzdem erkennen, wem dieser Kopf gehörte.
Ihrem Freund John Sinclair!

***

»John, du - du lebst?« hauchte Shao. Sie brachte die Worte nur stockend hervor und stöhnte wie unter Schmerzen.
Ich selbst war nicht in der Lage, eine normale Antwort zu geben, deshalb konnte ich nur nicken und dachte darüber nach, wie es möglich war, daß Shao ein derartiges Erstaunen in ihre Worte gelegt hatte, als wäre sie wahnsinnig überrascht gewesen, mich überhaupt noch lebend anzutreffen. Als hätte sie sich schon längst mit meinem Tod abgefunden, der allerdings nicht eingetreten war.
»Wieso denn?«
»Sollte ich tot sein?« fragte ich zurück.
Shao drehte den Kopf, weil sie gemerkt hatte, daß ihr Partner Suko nicht mehr auf dem Boden liegenbleiben wollte und sich in die Höhe quälte. Er setzte sich hin, schaute weder Shao noch mich an.
Sein Blick war nach vorn ins Leere gerichtet, dorthin, wo einfach nichts mehr vorhanden war.
Shao hob die Schultern.
Ich fragte Suko. »Was meinst du dazu?«
Er schwieg zunächst einmal. Mein Freund saß einfach nur so da. Er hatte die Beine angezogen und die Hände um die Knie gelegt. Ich sah ihn im Profil. Seine Stirn war in Falten gelegt. Er schaute nach vorn, ohne jedoch etwas zu sehen. Irgendwie schien er weit weg zu sein, geistig davongeschwommen, ohne die Realität noch zu beachten.
Dann löste er eine Hand vom Knie, strich erst über sein Gesicht und legte eine Hand anschließend auf die Lehne eines Sessels. Sie benutzte er, um sich in die Höhe zu stemmen, blieb auch weiterhin in einer ungewöhnlichen Haltung stehen und verschwand aus dem Raum. Er war in die Küche gegangen.
Shao saß noch immer. Auch sie wollte nicht sprechen. Sie mußte zunächst mit dem zurechtkommen, was sie erlebt hatte, denn sie schwebte noch immer auf der Grenze zwischen Traum und

Wirklichkeit.

Ich streckte ihr die Hand entgegen, die sie zunächst nicht wahrnahm. Erst als ich damit wedelte, kam sie wieder zu sich, sah meine Hand und umfaßte sie.

So half ich ihr auf die Beine. Shao schwankte ein wenig, blieb aber trotzdem stehen. Sie schaute dorthin, wo Suko erschien. Eine Flasche Wasser in der einen und zwei Gläser in der anderen Hand.

»Willst du auch etwas trinken, John?«

»Ja.«

Mein Freund tat, als wäre nichts gewesen. Er stellte die Gläser auf den Tisch, goß sie voll und trank selbst aus der Flasche. Shao und ich griffen nach den Gläsern. Das kalte Wasser tat uns gut. Es kribbelte in unseren Kehlen und sorgte für eine Erfrischung.

Wir schwiegen. Ich spürte, daß es für mich nicht der richtige Zeitpunkt war, jetzt Fragen zu stellen.

Ich wollte die beiden erst einmal mit sich selbst zurechtkommen lassen.

Als Shao ihr Glas abgestellt hatte, kam sie auf mich zu und faßte mich an. Zunächst am Unterarm, dann glitt ihre Hand höher, um schließlich über mein Gesicht zu streicheln.

Ich lächelte ihr zu, was sie zwar zur Kenntnis nahm, worauf sie aber nicht weiter reagierte. Schließlich ließ Shao den Arm wieder sinken und flüsterte: »Ich wollte nur herausfinden, John, ob du noch lebst. Ich wollte dich einfach spüren, verstehst du?«

»Ja, das sicherlich.«

»Dann ist es gut.«

Jetzt meldete sich auch Suko. Er hatte die fast leere Flasche zuvor auf den Tisch gestellt. »Wir haben dich tot gesehen, John. Du bist gestorben, aber nicht einfach so. Man hat dich auf eine furchtbare Art und Weise umgebracht. Du warst am Boden gefesselt, dann sind vier Bluthunde gekommen und haben deinen Körper zerrissen. Einfach so, verstehst du? Sie sind über dich hergefallen und haben zugebissen. Ich will es dir nicht näher beschreiben, weil es einfach zu schrecklich war. All das, was man sonst immer nur in den Zeitungen über derartige Attacken liest. Dein Tod war grauenhaft. Zuletzt ist nur mehr eine Lache von dir zurückgeblieben.«

»Dein Blut«, flüsterte Shao.

Ich nickte und schwieg. Für die Erzählungen der beiden hatte ich vollstes Verständnis. Dabei brauchte ich nur an mich und meine Träume zu denken, die ebenfalls so schrecklich gewesen waren.

Ich hatte sie als grauenhaft und bedrückend erlebt. Die Angst war dabei wie ein Flammenschwert gewesen, das mich aufgespießt hatte. Brutal in den Körper gestoßen, ohne Rücksicht, einfach furchtbar.

Ich war ja die finstere Allee entlanggegangen. Bäume umsäumten die

Straße wie stumme Wächter.

Ich hatte die alte Scheune oder das Haus gesehen, war hineingegangen und hatte dort Glenda und Jane tot erlebt.

Gefoltert und getötet!

Aber es hatte nicht gestimmt. Es war ein Trugbild gewesen, allerdings so klar und auch so grausam, daß es mir nicht gelungen war, Traum und Realität voneinander zu unterscheiden.

Dieses Bild war uns von jemand geschickt worden. Einer, der sich damit auskannte und auch gut damit lebte.

Ich kannte ihn.

Er hieß Belial!

Der Engel der Lügen und jemand, der dem absolut Bösen, Luzifer, hautnah war.

Da ich bereits eine Begegnung mit ihm gehabt hatte, wußte ich mehr über ihn. Ich kannte auch seine verfluchte Gefährlichkeit. Er verstand es meisterhaft, die Menschen zu manipulieren, so daß diese nicht wußten, was Lüge oder Wahrheit war und sie die Lüge letztendlich als Wahrheit annahmen.

Das war seine Welt, das war sein Spiel, darin suhlte er sich, und er erfreute sich auch daran, wenn die Menschen, die seine Lügen als Wahrheit begriffen, daran zerbrachen.

Er war böse.

Er war nicht das Böse exklusiv, aber er war böse. Er war das Grauen, er war die Täuschung und die Angst zugleich.

Wir hatten es erlebt, was da abging. Nicht nur ich. Auch Jane, Shao, Glenda und Suko waren in den Kreislauf hineingerissen worden. Auch Suko, der sich so leicht nicht aus dem Konzept bringen ließ und schon einiges hinter sich hatte, nun aber den Eindruck eines geschlagenen Mannes machte, wie er da saß, die Flasche anstarrte und ebenfalls so aussah wie ein Mann, der mit seinen Problemen nicht zurechtkam und darüber nachdachte, aus welcher Tiefe sie in sein Bewußtsein gestiegen waren.

Was tun? Was konnten wir überhaupt dagegen unternehmen? Wir wußten es nicht. Auch ich war ratlos, obwohl sich im Prinzip die Dinge um mich drehten.

Shao drehte sich an einem Sessel und an der Tischkante vorbei. Danach setzte sie sich neben Suko auf die Couch und legte einen Arm um seine Schultern, als wollte sie ihn vor dem Bösen beschützen. Ihr Gesicht war zwar auch weiterhin blaß, nur machte sie jetzt mehr den Eindruck, als wäre sie dabei, die Probleme gedanklich zu verarbeiten und schon über eine Gegenreaktion nachzudenken.

»Um wen geht es hier eigentlich?« fragte sie leise.

Natürlich erwartete sie von mir einen Antwort, mit der allerdings mußte ich mir Zeit lassen, denn ich wußte selbst nicht, wie sich die

Dinge entwickeln würden.
»John, du bist gefragt.«
»Ich weiß.«
»Und? Kriege ich keine Antwort?«
»Ich würde dir gern eine geben, aber es gibt wohl gewisse Probleme, da bin ich ehrlich.«
»Du weiß es also nicht?«
»So ähnlich.«
»Aber es geht um dich, nehme ich an.«
»Stimmt.« Ich nickte ihr über den Tisch hinweg zu. »Mit mir hat es zumindest begonnen, denn ich habe zuerst diesen schrecklichen Alptraum erlebt, der mich verdammt mitgenommen hat. Ich bin damit nicht zurechtgekommen, ich habe verflucht gelitten unter diesem Wahnsinn. Ich kam damit nicht zurecht. Dieser Traum hat mich geschafft. Ich hätte nie gedacht, daß ich so schwach bin und…«
»Schwach?« unterbrach mich Shao. »Nein, John, du bist nicht schwach. Du bist nur ein Mensch wie wir alle. Du bist keine Kunstfigur, du bist kein Filmheld und kein Supermann. Du bist ein Mensch.«
»Ja«, murmelte ich, »da hast du wohl recht. Ich bin ein Mensch, der seine Probleme hat.«
»Die jetzt auch die unseren sind.«
»Das kann ich nicht abstreiten.« Ich wollte weitersprechen, aber Suko bewegte sich. Er räusperte sich zunächst, ein Zeichen, daß er etwas sagen wollte, und wir blieben stumm.
»Der Engel der Lügen will Rache nehmen. Das steht wohl jetzt fest, John.«
»Stimmt.«
»Wir müssen es zulassen, denke ich. Wir können nichts dagegen unternehmen, aber ich frage dich, wie er sich rächen will. Über das warum brauchen wir uns keine Gedanken zu machen, das liegt auf der Hand. Er will eine alte Rechnung begleichen. Aber ist das, was wir erlebt haben, erst, der Beginn, oder ist es bereits die Lösung?«
»Lösung?« Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, das kann keine Lösung sein.«
»Also erst die Ouvertüre?«
»So ähnlich.«
Er schaute mich an. »Du weißt, was das bedeutet, John?«
»Tu mir den Gefallen und sag es mir.«
»In einer Ouvertüre werden musikalische Sequenzen gespielt, die später in dem Stück, der Oper oder Operette, vorhanden sind. Für uns heißt das, daß wir unser Schicksal bereits in einem Wahrtraum gesehen haben. Oder sehe ich das zu schwarz?«
»Wohl nicht.«

»Dann glaubst du auch daran, daß es so eintreffen wird. Was im Endeffekt bedeutet, daß dich vier blutgierige Kampfhunde zerreißen werden.«

Ich merkte selbst, wie ich ins Schwitzen geriet. Da drückte sich der Schweiß aus allen Poren, ohne daß ich dagegen etwas unternehmen konnte. Ich spürte ihn als klebrige Schicht auf meiner Stirn und bald auf dem ganzen Körper.

Suko und Shao bekamen natürlich etwas von dieser Veränderung mit. Sie wußten, was in mir vorging, und Suko schraubte den Plot seiner Folgerung etwas zurück. »Es kann eintreffen, muß aber nicht, weil Belial der Engel der Lügen ist.«

Ich trank Wasser. Dann hob ich die Schultern. »Ja, im Prinzip schon. Was aber geschieht, wenn er ausnahmsweise einmal die Wahrheit gesagt hat? Was ist dann?«

»Keine Ahnung, John.«

Ich schaute Shao an. Auch sie schwieg. Sie hatte sich gegen die Lehne gedrückt und saß dort wie eine Puppe. Aber sie wollte nicht stumm bleiben und sagte deshalb: »Was hat das für einen Sinn, wenn wir jetzt darüber diskutieren, denn bei allem haben wir vergessen, daß nicht nur wir betroffen sind, sondern auch zwei Freunde, Jane und Glenda. Belial hat sich auf uns fünf konzentriert. Er kann mit uns spielen. Er kann uns wie Schachfiguren herumreichen. Er kann uns - Himmel, alles ist möglich. Ich kenne ihn nicht. Ich weiß auch nicht, was er alles möglich machen kann. Damit komme ich einfach nicht zurecht.«

»Richtig, Shao, wir wissen nicht, was da noch alles läuft. Ich war ihm nah, und trotzdem ist er mir einfach zu fremd. Ich komme nicht richtig an ihn heran.«

»Wie machen wir es dann?«

Es war eine Frage, die wir uns schon oft gestellt hatten. Nur lag der Fall diesmal anders. Wir konnten nichts machen oder unternehmen. Die andere Seite hatte die Dinge voll im Griff. Wir waren nur Marionetten, die man entweder an der langen Leine laufen ließ, so wie jetzt, oder aber zu sich heranzog und damit in die finstere Lügenwelt des grausamen Engels Belial hinein.

»Nichts«, sagte ich. »Wir können gar nichts tun. Es gibt keinen Weg zu Belial.«

»Nicht?« fragte Suko. »Ich denke, da irrst du dich, John. Da irrst du dich gewaltig. Es gibt einen Weg zu ihm, aber das ist nicht der normale. Wir kommen über die Träume zu ihm. Das ist die einzige Möglichkeit. Oder er schickt sie uns…«

»Nicht einverstanden, Suko.«

»Ach.«

»Ich sage dir auch den Grund. Belial ist der Engel der Lügen. Er ist kein Traumdämon. Erinnere dich daran, wie ich gegen ihn gekämpft

habe. Das ist nicht im Traum geschehen, sondern in der Wirklichkeit. Er kann sich also auf zwei verschiedenen Ebenen tummeln. Er schafft es, in unsere Träume einzudringen, und er ist stark genug, um durch die Wirklichkeit zu wandern. Das ist, wie ich meine, sein großer Vorteil und auch die große Gefahr. Du magst anders darüber denken, aber…«

»Nein, nein, du hast schon recht. Wir können davon ausgehen, daß er in unserer Realität erscheint wie es schon einmal passiert ist.«

»Ja.«

»Und daß er dann Jane sowie Glenda mitbringt.«

»Das können wir nur hoffen.«

»Wenn er das tut«, sagte Suko, »dann nicht ohne Hintergedanken. Dann hat er sich einen Plan ausgedacht. Er hat nicht vergessen, wie du ihn reingelegt hast, John. Du hast ihn zu einer Lüge verleitet, wobei er davon überzeugt gewesen ist, die Wahrheit gesprochen zu haben. Das muß ihn verdammt beeindruckt haben.«

»Stimmt nicht ganz. Ich war es nicht allein, Suko. Ich hatte damals einen Helfer: Raniel, den Gerechten.« Ich wartete auf eine Antwort meiner Freunde, denn ich selbst konnte den Gedanken nicht weiterführen, weil ich das Gefühl hatte, in ein Loch zu fallen. Ich spürte meine plötzliche Verlassenheit deutlich. Ich hatte daran gedacht, wie mich Raniel damals gewarnt hatte, bevor Belial erschien.

Das war in diesem Fall nicht geschehen. Keine Warnung, nicht mal so etwas wie eine Vorahnung.

Diesmal hatte es mich voll erwischt.

»Der Gerechte kann nicht immer zur Stelle sein, John. Er hat dich diesmal bewußt nicht besucht oder vorgewarnt, denn du mußt mit Belial allein fertig werden.«

»Kann man das? Kann man mit einem Engel der Lügen allein fertig werden, Suko? Mit einer Person oder einem Wesen, das uns Menschen um einiges voraus ist? Ist so etwas möglich?«

Er hob die Schultern.

Shao wollte Optimismus verbreiten. »Bisher ist es euch immer gelungen, John.«

»Ja, bisher…« Ich sprach nicht mehr weiter. Zwar versuchte ich, mir einen Plan zurechtzulegen, auch das mißlang. Ich kam einfach nicht damit zurecht. Ich fühlte mich so klein, wie in den Boden gedrückt, und die Erinnerung an Belial schwebte wie ein böser Schatten über mir, der alles beherrschte.

»Wir sind frei«, sagte Shao schließlich. »Aber was ist mit Jane und Glenda?«

»Sind sie tatsächlich in seiner Gewalt?« murmelte Suko.

»Das denke ich.«

»Moment, Shao. Tatsächlich oder…?«

»Beide sind verschwunden«, sagte ich. »Belial hat sie geholt. Er wird sie in das Gespinst der Lügen eingewickelt haben. Sie haben sich darin verfangen, und ich möchte nicht jetzt darüber nachdenken, was die beiden tatsächlich durchmachen. Mir reichen meine Träume. Wenn ich mir vorstelle, daß sie den Schrecken am eigenen Leibe erfahren, vergeht mir einfach der Optimismus, verstehst du?«

»Das kann ich nachvollziehen.«

»Und wir wissen nicht, wo wir sie suchen sollen«, sagte Suko. »Ich kenne den Weg nicht.« Er deutete in den Raum hinein. »Außerdem muß ich gerade jetzt daran denken, wie es ihm gelungen ist, uns zu erwischen. Das geschah ohne Vorwarnung, urplötzlich. Er schlug zu, und damit waren wir aus dem Rennen.«

»Wie traf es euch?«

Shao lachte, obwohl es nicht zum Lachen war. Aber es klang auch nicht heiter. »Wie es uns traf, fragst du? Es ging von einer Sekunde auf die andere. Das war wie ein Schlag mit dem Hammer. Wir kippten plötzlich um und waren nicht mehr in der Lage, etwas zu unternehmen. Der Schlag holte uns von den Beinen. Von einem Augenblick zum anderen sackten wir regelrecht weg.«

»Und weiter?«

»Nichts mehr. Bis auf die Träume, aber die kennst du ja. Dann sahen wir dich.«

Es entstand eine Schweigepause. Jeder von uns hing seinen Gedanken nach, und ein jeder versuchte auch, eine gewisse Lösung zu finden, was nicht möglich war. Wir wußten einfach zu wenig. Wir fühlten uns wie Gefangene. Wir standen als Akteure auf einer Bühne, ohne zu wissen, wann und wie wir zu agieren hatten.

»Soll ich dir sagen, John, welche Chance es gibt, die wir aber nicht in Bewegung setzen können?«

»Ja.«

»Du wirst es selber wissen, aber trotzdem. Es gibt nur die eine Chance, daß wir uns hinlegen und einschlafen. Im Traum wird der Lügenengel erscheinen und uns eventuell einen Weg zeigen, wo und wie es letztendlich weitergeht.«

»Das will ich nicht. Das glaube ich auch nicht, Suko. Nein, da bin ich nicht einer Meinung mit dir.«

»Was ist es dann?«

Ich hob die Schultern. »Die Träume hat er uns geschickt. Ich denke, daß er es jetzt mit der Realität versuchen wird. Die Träume waren erst der Beginn, eine Vorbereitung auf viel Schlimmeres, wobei er Glenda und Jane noch immer als Trümpfe festhält.«

»Wie könnte es denn weitergehen?« fragte Shao, die einfach nicht wollte, daß wir auf der Stelle traten.

Weder Suko noch ich kamen dazu, ihr eine Antwort zu geben. Das

geschah durch etwas anderes, denn genau in diesem Augenblick tutete das Telefon…

***

Es war nicht nur ein Kopf, es war *sein* Kopf, Johns Kopf!

Jane und Glenda sahen ihn überdeutlich. Sie konnten auch nicht vorbeischauen. Die Hand hielt ihn an den Haaren fest. Noch immer tropfte das Blut in die Leere hinein oder landete auf einem für die Frauen nicht sichtbaren Untergrund.

Sie waren nicht mehr in der Lage, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Sie konnten nur gegen das Gesicht schauen, als hätten sich Hände um ihren Kopf gelegt und sie gezwungen, in eine bestimmte Richtung zu blicken.

Der Mund, die Augen, das Blut…

Alles gehörte zu John. Selbst der Halsstumpf und auch die durch das Blut dunkel gewordenen Haare. Das war er, das war keine Täuschung, und der Engel mit dem grauen Körper und dem ebenfalls grauen Gesicht hielt den beiden den Kopf entgegen wie eine Trophäe.

Einen Körper sahen sie nicht. Der mußte irgendwo in dieser Welt verschwunden sein, aber der Kopf blieb nicht mehr starr im Griff der Pranke. Er fing an, sich zu bewegen und schwang sie wie das Pendel einer Glocke von einer Seite zur anderen, wobei die Klaue das Haar nicht losließ, es aber auch nicht riß.

Belials Gesicht war nicht sehr deutlich zu erkennen. Wegen seiner grauen und rissigen Farbe verschwand es in der Finsternis der Umgebung. Es sah aus, als wäre es aufgesaugt worden, nur die Augen traten dabei überdeutlich hervor. Sie erinnerten an zwei dunkle, kleine Tümpel, deren Oberfläche wie geschliffen wirkte.

Jane und Glenda wußten nicht, ob es die Augen eines Menschen, eines Engels oder eines Dämons waren. Wahrscheinlich spielten bei ihm alle drei Begriffe eine Rolle.

Der Kopf schwang noch immer hin und her. Er wurde schnell, seine Gesichtszüge verschwammen bei zu heftigen Bewegungen und klarten wieder auf, als die Bewegung langsamer wurde.

Die Frauen wollten zurückweichen, denn hin und wieder kam ihnen der Kopf sehr nahe, aber sie standen unter dem Bann des Lügenengels, der sie nicht aus seinem Blick ließ.

Und dann verschwand der Kopf.

Eine blitzschnelle und kreisförmige Bewegung war dem vorausgegangen. Der Schädel löste sich aus der Klaue. Dicht vor den Gesichtern der beiden Frauen wischte er entlang und jagte in die Finsternis hinein, die ihn wie ein alles umfassendes Maul verschluckte.

Weg.

Es gab ihn nicht mehr.

Kein Sinclair-Gesicht. Keine Klaue, die sich in dem blutigen Haarschopf festgekrallt hatte. Dieser Schädel war für beide Frauen nur mehr Erinnerung, allerdings eine, die wohl nicht aus ihren Köpfen gelöscht werden konnte.

Auch weiterhin befanden sie sich unter Belials Kontrolle. Seine Welt war auch die ihre, und Belial war es, der die kurze Entfernung zu ihnen überbrückte und sich näherte.

Sie waren sehr gut für ihn zu sehen, und auch die Frauen erkannten ihn jetzt besser. Als einer der ersten Engel war er der Legende nach vom Himmel in die Hölle gestürzt, die ihn nicht vernichtet hatte. Er war aus den Tiefen der Verdammnis zurückgekehrt, um die Welt mit seinem Lügengespinst zu überdecken.

Vor ihnen blieb er stehen. So dicht, daß sie ihn riechen konnten. Es drang kein Modergeruch in ihre Nasen. Es roch nicht nach Tod und Verwesung, sondern ganz anders. Irgendwie auch klarer, schärfer. Beide begriffen den Geruch nicht, aber beide sahen die Arme, die sich ihnen entgegenstreckten.

Von zwei Seiten näherten sie sich. Nicht schnell, sondern sehr gezielt, als würde ein Plan ablaufen.

Dann packte der Lügenengel zu.

Es erwischte Jane und Glenda gleichzeitig.

Plötzlich wurden sie in die Höhe gerissen, noch immer im harten Griff Belials.

Keine Chance zur Befreiung.

Sie flogen davon.

Hinein ins Dunkel, hinein in die Unendlichkeit dieser Schattenwelt zwischen Diesseits und Jenseits…

***

Das Telefon hatte sich gemeldet!

Ein normaler Vorgang. Für uns aber hatte er etwas Besonderes, denn der Klang hatte uns hervorgerissen wie aus einem tiefen Traum. Zwar hatten wir uns in der Realität befunden, aber in diesem Augenblick schien sich eine zweite darübergeschoben zu haben.

Wir schauten uns nur an, doch keiner von uns traf Anstalten, den Hörer abzunehmen.

Geh du! sagte Shaos Blick, den sie mir zuwarf, aber ich schüttelte den Kopf und sah Suko an.

Der atmete bedeutungsschwer durch die Nase. Er kämpfte mit sich, während der Apparat noch immer läutete. Mühsam stand Suko auf. »Es ist unsere Wohnung«, sagte er zu Shao gewandt, »also sollten wir abheben.«

»Wer kann es denn sein?«

Suko hob nur die Schultern, denn etwas anderes blieb ihm nicht

übrig. »Jane oder Glenda?«
»Das kann man nur hoffen.«
»Glaube ich nicht«, murmelte ich leise vor mich hin, aber Shao hatte die Worte aufgeschnappt.
»Warum denn nicht?«
»Feeling, Shao. Es wird das eintreten, wovon wir zuletzt gesprochen haben, denn es geht weiter. Belial hat seine Pause beendet. Er will und wird das Spiel fortsetzen.«
Suko hatte zugehört. Seine Hand lag bereits auf dem Hörer. Er hob erst ab, als ich ihm zunickte.
»Ja«, meldete er sich.
»Suko?« Es war eine Anruferin, die gesprochen hatte. Die Stimme klang allerdings so schrill, daß sie keiner von uns erkannt hatte, obwohl der Name Suko relativ vertraut von ihr ausgesprochen wurde.
»Ja, ich bin es.«
»Gut.«
»Aber wer sind Sie?«
»Gib mir John, wenn er bei dir ist. Ich habe es bei ihm versucht, auch im Büro.«
Jane oder Glenda waren es nicht, das hatten wir schon herausgehört. Aber wer konnte dann…?
Meine Gedanken und Überlegungen drückte ich zurück, denn an Sukos Gesichtsausdruck las ich ab, daß es ihm gelungen war, die Stimme zu identifizieren. Er wußte jetzt, wer angerufen hatte, winkte mir mit der freien Hand zu, damit ich mich erheben sollte, was ich auch tat.
Ich ging meinem Freund mit langsamen Schritten entgegen. Er reichte mir den Hörer, seine Hand zitterte, das Gesicht war blaß geworden.
Noch nahm ich ihn nicht entgegen. Ich zögerte, und die Zeit schien sich zu dehnen. Die Sekunden kamen mir doppelt so lang vor.
»Wer ist es denn?« hörte ich mich flüstern.
»Nimm schon, John!«
Ich ließ nicht locker. »Wer ist es?«
Dann erhielt ich die Antwort. Sie schockierte mich. Suko sagte: »Es ist deine Mutter…«

***

»Mein Gott!« rief Horace F. Sinclair, der vor der Haustür stand und dem Briefträger nachwinkte.
Der hatte die Post abgegeben und war wieder auf seinen alten Drahtesel gestiegen, um seine Runde fortzusetzen. Wenn der Weg zu steil wurde, konnte er noch immer auf seinen Hilfsmotor zurückgreifen, mit dem das Fahrrad ausgerüstet war.

»Was ist denn?« hörte der Mann hinter sich die Stimme seiner Frau. »Das hört sich ja an, als hättest du einen Schreck bekommen.«

»Habe ich auch.«

Mary Sinclair drängte sich neben ihren Mann. »Wieso das denn?« Sie schaute auf die drei Briefe in der rechten Hand ihres Mannes. »Ist eine schlimme Nachricht dabei?«

»Das hoffe ich nicht.«

»Warum hast du denn ›mein Gott!‹ gerufen?«

»Weil ich ein Freund der Natur bin, deshalb.«

»Das verstehe ich nicht.«

Horace F. lachte und legte seinen Arm um Marys Schultern. Mit der Hand, in der er die Briefe hielt, deutete er nach vorn. »Schau dich doch mal um. Ist das nicht ein herrlicher Tag? Ein Herbsttag wie aus dem Bilderbuch. Schöner kann es doch nicht sein. Der blaue Himmel, die kleinen, weißen Wolken, dazu der Wald in der Nähe, dessen Laub so wunderbar herbstlich gefärbt ist, die noch sattgrünen Wiesen dazwischen, die saubere Luft, die unsere kleine Stadt noch schöner aussehen läßt, als hätte sie sich für diesen Tag extra herausgeputzt. Das ist schon etwas, wovon andere Menschen nur träumen. Und wir beide sind in der glücklichen Lage, es erleben zu dürfen.«

Mary reagierte gelassener und verfiel nicht mal in einen Hauch von Euphorie. »Ach das meinst du?«

»Ist es denn nicht einmalig?«

»Schon.«

»Und was sonst?«

»In Venedig ist das Wetter ebenso herrlich. Dort scheint auch die Sonne, habe ich gelesen, und deshalb erinnere ich mich wieder daran, daß du mir versprochen hast, mich mit nach Venedig zu nehmen, um dort eine Woche Urlaub zu machen. Wir waren noch nie dort, deshalb will ich endlich mal hin.«

»Das habe ich dir versprochen.«

Mary lächelte. »Kannst du dich daran erinnern, seit wie vielen Jahren schon?«

»Nein.«

»Aber ich.«

Horace Sinclair merkte, wie seine Frau die Schultern anhob. »Seit zwanzig oder dreißig Jahren.«

»Ja, das kann sein. Wenn du über ein so gutes Erinnerungsvermögen verfügst, meine Liebe, wird dir auch im Gedächtnis geblieben sein, daß ich versucht habe, für diese Woche dort Zimmer zu bekommen. Es war nicht mehr möglich. Venedig ist ausgebucht. Kein einziges Bett mehr frei. Und zwischen den Tauben auf dem Marcusplatz willst du ja wohl auch nicht schlafen - oder?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Eben.«

Mary ließ nicht locker. »Darf ich dich dann fragen, Horace, wieso es andere immer wieder schaffen, in Venedig Urlaub zu machen? Was ist mit denen? Sind die besser als wir?«

»Das glaube ich nicht.«

»Ausnahmsweise gebe ich dir recht, Horace. Ich weiß auch, wie sie es anstellen. Sie buchen im voraus. Wochen oder Monate im voraus! Und genau das hätten wir auch tun müssen, wenn du verstehst. Vor Wochen schon buchen.«

Der pensionierte Anwalt hob die Schultern. »Das muß mir wohl durchgerutscht sein.«

»Soll das heißen, daß du allmählich alt wirst?«

»Bestimmt nicht.«

»Ich sehe es anders.«

»Wir können ja noch fahren.«

»Wann denn?«

»Im Winter, Mary. Ich habe gelesen, daß Venedig dann sehr reizvoll sein soll.«

»Ja - und kalt. Mit Nebel und Trauerstimmung allerorten.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber, das ist nichts für mich.«

»Und das nächste Frühjahr?«

Mary schmunzelte. »Darüber ließe sich reden.«

»Welchen Monat hast du dir denn ausgesucht?«

»Mai!« lautete die Antwort. Sie kam wie aus der Pistole geschossen. Ein Zeichen, daß sich Mary bereits intensiv mit dieser Reise beschäftigt hatte.

»Gut. Wann soll ich buchen?«

»Das kann ich auch übernehmen«, bot sie sich an. »Am besten schon im Januar.«

»Wenn du schon einen Kalender für das nächste Jahr hast, dann streiche das Datum gleich an.«

»Das werde ich auch, Horace. Darauf kannst du dich verlassen.« Sie rutschte unter dem Arm ihres Mannes hinweg und ging einen Schritt nach vorn, wo sie stehenblieb und sich umdrehte, den Blick auf die Post gerichtet. »Hast du schon nachgesehen, wer uns geschrieben hat?«

»Ja, aber…«

»John, nicht?«

»Nein.«

»Hm.« Mary ballte die Hand zur Faust. »Dabei hat er uns versprochen, uns hin und wieder zu schreiben. Auch die Anrufe werden immer seltener.«

Horace F. zog ein gequältes Gesicht. »Mary, jetzt hör aber auf. Du weißt doch, mit welchen Problemen sich unser Sohn herumzuschlagen

hat. Du weißt genau, wie wenig Zeit er hat. Das sollten wir ihm wirklich nicht zum Vorwurf machen.«

Mary war stur. »Trotzdem sollte er mehr von sich hören lassen, auch wenn er den letzten Jahreswechsel bei uns verbracht hat. Wer weiß denn, wie lange wir noch leben.«

»Bis Venedig wirst du schon noch kommen.«

»So meine ich das nicht, Horace. Denke nur daran, was uns vor einigen Monaten passiert ist. Der Fluch der Sinclairs, wie John gesagt hat. Du weißt es, und du weißt auch, daß es knapp gewesen ist. Wir haben Glück gehabt, daß wir noch leben. Das hätte auch ins Auge gehen können.«

»Aber es ist vorbei.«

Mary merkte, daß ihr Mann nicht mehr darüber reden wollte. »Spielt ja auch keine Rolle mehr«, sagte sie. »Wer hat denn geschrieben?«

»Einmal das Kreditkarteninstitut, dann jemand aus London…«

»Wer?«

»Ein Kollege, ein ehemaliger. Ich weiß nicht, was er will. Vielleicht einen Rat.«

»Und weiter?«

»Reklame.« Sinclair schaute auf den Umschlag. »Das ist ein Gewinnspiel. Du kannst eine Reise gewinnen.«

»Ho! Was denn? Eine Fahrt nach Venedig?«

»Leider nicht. Eine Baggertour durch die Highlands.«

Mary Sinclair fühlte sich zwar nicht gerade auf den Arm genommen, aber sie sagte nur: »Jetzt weiß ich auch, wieso dein Sohn so werden konnte. Ihr Kerle!«

»Wie meinst du das?«

»Dieselbe Antwort hätte auch er mir geben können.«

»Willst du nicht mit dem Bagger durch die Highlands fahren und die Berge mal aus einer anderen Perspektive sehen?«

»Nein, das überlasse ich dir.«

Er reichte Mary den Brief. »Dann wirf ihn weg. Tu so, als hätte es ihn nie gegeben.«

»Mach ich. Was ist mit der anderen Post? Oder darf ich die nicht lesen?«

»Wenn du willst. Ich mache mich jetzt auf den Weg.«

»Wohin?«

»In den Ort. Vergiß nicht, daß wir heute morgen Bürgerversammlung haben. Schließlich bin ich als sachkundiger Bürger in den Rat der Stadt gewählt worden.« Er schaute auf die Uhr, »In einer halben Stunde beginnt die Sitzung, und ich möchte nicht zu spät kommen.«

»Dann will ich dich nicht aufhalten.«

»Okay, wir sehen uns.«

»Was ist mit dem Essen?«

»Heute mittag nicht, Mary. Denk dir was Gutes für den Abend aus, bitte.«

»Ich pflücke dann während der Baggerfahrt den Salat von den Wiesen ab. Wie wäre es damit?«

»Wunderbar, wenn die richtige Soße dazukommt.«

»Nein, den ißt du so.«

Lachend ging Horace F. Sinclair zu seinem Geländewagen, der neben dem Haus stand. Mary schaute ihrem Mann nach. Sie sah, wie er unter der großen Eiche herging, sie sah auch die nicht weit davon entfernt stehende Linde. Beide Bäume verloren bereits die Blätter. Während sie zu Boden fielen und sich miteinander vermischten, dachte Mary daran, daß sich der Herbst nicht mehr aufhalten ließ. Er würde mit Macht über sie herfallen und den Bäumen ihr Kleid nehmen.

Etwas verloren lächelnd ging Mary Sinclair wieder zurück in ihr Haus. Der Herbst war nicht unbedingt ihre Zeit. Sie wurde einfach zu melancholisch, und diese Jahreszeit ließ sie auch wieder an ihr eigenes Alter denken.

Jetzt, wo Horace nicht mehr da war, kam ihr das Haus so einsam und leer vor. Aber auch still, schon beklemmend still, und der Begriff Gruft fiel ihr ein.

In der Diele, wo auf einem Tisch ein großer Herbststrauß in einer breiten Vase stand, blieb sie stehen und spürte eine ungewöhnliche Kälte über ihren Rücken rinnen. Es konnte daran liegen, daß ihr in den Sinn kam, wie leer das Haus immer sein würde, wenn einer von ihnen nicht mehr da war.

Entweder sie oder Horace. Sie wollte sich nicht mit diesem Gedanken beschäftigen, aber er ließ sich auch nicht abschütteln.

Mary öffnet die Küchentür und betrat den großen und zugleich gemütlichen Raum mit der Ofenbank, dem alten Eichentisch in der Mitte und den dazu passenden Möbeln. Sie dachte daran, wie gern ihr Mann und ihr Sohn an diesem Tisch saßen, und auch sie freute sich darüber, wenn sie zu dritt waren.

Das kam leider viel zu selten vor. Seufzend trat Mary über die Schwelle. Sie wunderte sich darüber, daß ihr ausgerechnet jetzt dieser Gedanke in den Sinn kam. Hing das wirklich alles nur mit dem Herbst zusammen, der das Land zu erobern versuchte?

Sie wußte es nicht. Sie wollte auch nicht weiter darüber nachdenken, denn ihr war eingefallen, daß sie und Horace an diesem Abend nicht allein waren. Nachbarn wollten kommen und klönen. Es waren Freunde, der Mann arbeitete als Förster, stand aber schon kurz vor der Pensionierung.

Mary wußte auch, daß die Evertons, so hießen die Nachbarn, gern aßen und tranken. Was das Trinken anging, gab es keine Probleme, es war genug im Haus, nur mit dem Essen sah es nicht so gut aus. Die

Frau überlegte, was sie anbieten konnte. Der Kühlschrank war nicht so gefüllt, wie Mary es gern gehabt hätte, sie würde noch einiges kaufen müssen, sich aber zuvor Gedanken darüber machen, wie das Abendessen aussehen sollte. Die Besucher aßen gern deftig, und Mary Sinclair kam zu dem Entschluß, ein Steinpilzgericht zu kochen. Dazu würde sie noch in den Ort fahren müssen, um die frischen Steinpilze zu kaufen. Sie konnte das Rad nehmen, aber auch auf ihren Mann warten.

Entschieden hatte sie sich noch nicht, als sie zum Kühlschrank ging. Sie wollte nachschauen, was noch vorhanden war und verwendet werden konnte.

Es war wie immer.

Knapp drei Schritte bis zum Kühlschrank, den Griff umfassend, der kurze Ruck, dann öffnete sich die Tür.

So auch jetzt.

Mary Sinclair war in Gedanken versunken, denn sie beschäftigte sich bereits innerlich mit der Zubereitung des Essens, und so sah sie das Unbeschreibliche und Grauenhafte erst zwei, drei Sekunden später. Es war ein hoher Kühlschrank. Die wichtigsten Lebensmittel verteilte sie stets in Augenhöhe, und genau dort lag er auch.

Es war ein Kopf.

Der Kopf ihres Sohnes!

***

Mary Sinclair fror ein!

Sie stand da, hielt sich noch immer an der Kühlschranktür fest und starrte auf das, was sie sah, doch sie weigerte sich, es aufzunehmen. Sie stierte den blutigen Schädel an. Sie sah das verzerrte Gesicht und die Risse darin, sie sah auch das blutige Haar, das eine rostige Farbe angenommen hatte. Sie sah einfach alles, aber sie war so entsetzt, daß sie sich weigerte, dieses Bild aufzunehmen.

Mary erstarrte. Etwas geschah in ihrem Innern. Als würde sich dort eine Psychobremse allmählich lösen. Nicht sofort, sondern intervallweise. Mary Sinclair merkte, daß sie anfing, ihre Umwelt wieder zu akzeptieren.

Johns Kopf!

Der Kopf ihres Sohnes! Es war die Realität.

Etwas raste durch ihren Körper. Stöße, die sie nicht zu deuten wußte. Plötzlich waren auch die Schmerzen da. Es mochte an ihrem Herzen liegen, das jetzt hart schlug und jeder Schlag dröhnte gegen ihre Rippen. Sie spürte zugleich, wie die Starre aus ihrem Gesicht verschwand und die Lippen anfingen zu zittern. Es blieb nicht auf den Mund beschränkt, denn das Zittern setzte sich fort und erreichte auch die Wangen, dann die Haut an ihrem Hals. Sie spürte die Furcht,

zugleich auch die bodenlose Leere, denn alles um sie herum verschwamm, und trotzdem hatte sie den Eindruck, nicht mehr tiefer zu fallen, sondern auf einem schwankenden Ponton zu stehen und nicht in der Küche.

Sie hatte den Handschlag des Grauens gespürt. Der Tod hatte ihr die kalte Knochenklaue gereicht, und sie hatte zugegriffen, ohne selbst zu sterben, dafür aber jemand anderer, ihr Sohn, ihr John, den sie über alles liebte.

Man hatte ihn geköpft!

Man hatte ihr seinen Kopf in den Kühlschrank gelegt. Nicht für eine Sekunde kam ihr der Verdacht, daß dieser Schädel nicht echt sein könnte. Sie wußte es, sie wußte genau, daß ihr Sohn, daß er…

Plötzlich regte sie sich. Mit vehementer Wucht drosch Mary Sinclair die Tür des Kühlschranks wieder zu. So heftig hatte sie es noch nie getan. Sie fühlte sich wie eine andere Person, sie war krank geworden, denn als sie nach Atem rang, hatte sie den Eindruck, als wäre sie dabei, Feuer zu schlucken.

Es schmerzte alles in der Kehle und auch in der Brust. Mary Sinclair kam mit sich selbst nicht mehr zurecht. Als sie es versuchte und sich endlich in Bewegung setzte, da war sie froh, die Kante des schweren Tisches erreichen zu können, um sich dort abzustützen.

Wieder hielt sie den Mund weit offen und saugte den Atem pfeifend ein. Hinter ihrer Schläfe klopfte es. Die Küche drehte sich vor ihren Augen. Mit einer Tastbewegung erreichte sie eine Stuhllehne und stützte sich daran ab.

Sehr langsam sank sie in die Knie.

Der Mund stand offen, noch immer brannte die Kehle und auch das Innere ihres Körpers. Sie sank nach vorn, stützte sich auf der Platte ab, und dann bewegte sich ihr Kopf auf die Hände zu, die bereits auf dem Tisch lagen.

Schluchzende Laute drangen aus ihrem Mund. Sie weinte, und die Tischplatte wurde für sie beinahe zu einer Wasserfläche, in der sie zu ertrinken glaubte.

Alles war anders geworden. Das Schicksal hatte ihr jeglichen Lebensmut genommen. Es hatte brutal zugeschlagen. Im Kühlschrank hatte der Kopf ihres Sohnes gelegen, blutverschmiert, als wäre das Gesicht durch Bisse zerstört worden.

Nachdenken konnte sie nicht, und so versank sie in ein dumpfes Brüten. Ihre Gedanken schwammen davon, als wollten sie sich mit dem Meer, zu dem die Tischplatte geworden war, vereinigen. Es war einfach alles anders geworden. Innerhalb weniger Minuten hatten sich die Tatsachen grundlegend gewandelt. Nicht sie oder ihr Mann waren ums Leben gekommen, sondern John, ihr Sohn, dessen Kopf im Kühlschrank lag.

In *ihrem* Kühlschrank.
Sein Kopf!
Mary Sinclair hörte sich weinen und schreien zugleich. Es gab nichts mehr, mit dem sie noch zurechtkam. Es gab auch niemanden, mit dem sie hätte sprechen können. Das Haus war so leer wie eine Gruft, die auf den Toten wartete.
Trotzdem gab es keinen Toten.
Im Kühlschrank lag der Kopf ihres Sohnes. Einfach so - ja, einfach so. Plötzlich konnte Mary Sinclair nicht anders. Sie mußte einfach lachen. Es war ein schrilles, ein unheimliches und auch geisterhaft klingendes Gelächter, das nicht unbedingt von einem Menschen stammen mußte. Ebensogut hätte es eine roboterhafte Maschine abgeben können. Es erfüllte den Raum, es tanzte an Wänden und Fenstern entlang, aber es fand seinen Weg nicht nach draußen und wurde auch von niemandem gehört.
Irgendwann hörte das Lachen auf, denn da hatte sich Mary Sinclair über sich selbst erschreckt.
Sie wurde still - oder fast still, denn das leise Wimmern stammte von ihr und nicht von einer anderen Person. Noch immer hockte sie am Tisch, der Oberkörper bildete vom Stuhl her einen Bogen, der erst mit dem auf der Platte liegenden Kopf abschloß.
Das Holz des Tisches zeigte nasse Flecken dort, wo sich das Tränenwasser verteilt hatte. Mary Sinclair sah es, doch sie nahm es bewußt nicht zur Kenntnis. Sie dachte daran, wie schrecklich allein sie war. Ausgerechnet jetzt war ihr Mann unterwegs und hatte sie mit dem Grauen zurückgelassen.
Der feuchte Schweiß klebte auf ihrem Körper. Noch immer tuckerte es hinter ihrer Stirn. Der Mund zuckte, ihre Glieder zitterten, und Mary wunderte sich selbst darüber, woher sie die Kraft nahm und sich vom Stuhl her in die Höhe stemmte.
Neben dem Tisch blieb sie stehen, allerdings die Hände auf die Platte gestützt.
Das grausame Bild hatte sie geschockt, daran gab es nichts zu rütteln. Sie fühlte sich auch nicht als Masochistin, aber trotzdem wollte sie die Tür des Kühlschranks noch einmal öffnen, um nachzuschauen. Sie wollte von ihrem Sohn Abschied nehmen, obwohl ihr das wirklich schwerfiel, doch sie konnte nicht anders.
In ihrem Körper war ein Automatismus ausgelöst worden, der ihre Beine in Bewegung setzte und die Frau auf den Kühlschrank zutrieb. Dort würde sie nachschauen, hineinsehen, den Kopf noch einmal betrachten und die Tür so schnell wie möglich wieder schließen.
Ihre Knie zitterten. Es war ein Wunder, daß sich Mary auf den Beinen hielt, aber sie war tapfer und biß die Zähne zusammen. Wenn sie sich jetzt gehenließ, brach sie endgültig zusammen, das wußte die Frau.

Sie hatte schon viel durchgemacht, was auch mit dem Beruf ihres Sohnes zusammenhing.

Vor dem großen gelblichweißen Gerät blieb sie stehen. Mary starrte den Griff an. Er schwamm, was nicht an ihm lag, sondern an ihren Augen, in denen sich noch immer das Wasser der Tränen gesammelt hatte.

Tief holte sie Luft.

Die Hand näherte sich dem Griff. Die Kälte des Metalls war überdeutlich zu spüren, als würde sie auf der heißen Haut zischen.

Dann der Ruck.

Wie immer.

Das Aufziehen der Tür.

Auch wie immer!

Der Blick in den Kühlschrank.

Auch wie immer.

Normal! Kein Blut, kein Schädel, denn der Kopf ihres Sohnes war verschwunden…

***

Mary Sinclair glaubte zu fallen, wegzuschwimmen. Der zweite Schock hatte sie erwischt. Innerlich war sie darauf eingestellt gewesen, den Kopf ihres Sohnes im Kühlschrank liegen zu sehen, und sie hätte sich darüber auch kaum gewundert, nun aber war er nicht mehr da. Die Fläche, auf der Johns Kopf gestanden hatte, war leer. Die Lebensmittel dagegen waren nicht verschwunden.

Sie schluckte. Der Speichel schmeckte bitter. Das Zimmer schien sich zu drehen. Diesmal wurde es zu einem Karussell, und die Fliehkraft riß Mary Sinclair mit. Sie war auch nicht mehr in der Lage, dagegen anzukämpfen, plötzlich fand sie sich auf dem Boden wieder, wo sie auf dem Rücken lag.

Glücklicherweise war sie nicht hart aufgeschlagen.

Mary starrte zur Decke.

Es war ein Himmel, der sich bewegte. Zwar hatte die Fläche ihre Starrheit nicht verloren, aber der Frau kam es so vor, und sie dachte daran, daß alles, was sie gesehen hatte, nur eine Täuschung war.

So etwas konnte man sich einbilden.

Der Kopf im Kühlschrank!

Horror, der des öfteren in Filmen gezeigt wurde. Da waren es zumeist die Frauen, die Kühlschranktüren öffneten und unter dem grauenvollen Anblick litten.

Wie auch sie.

Mary Sinclair wälzte sich auf die Seite. Am rechten Ellbogen spürte sie den Druck und die leichten Schmerzen. Dort war sie aufgeschlagen, ohne es zuvor bemerkt zu haben.

Sie kroch bis zu einem Stuhl vor. Du bist eine alte Frau geworden, Mary, sagte sie sich. Du bist eine alte Frau. Du kippst um, und jetzt mußt du dich an der Stuhlkante abstützen, um aufzustehen. Das passiert nur einer alten Frau.

Sie war froh, als sie saß und auch nicht mehr von einem Schwindel übermannt wurde. Die Arme stützte sie auf die Tischplatte. Den Kopf hielt sie gedreht und schaute gegen den Kühlschrank, der jetzt geschlossen war. Dahinter lag kein Kopf mehr. Er war verschwunden. Aber ich habe ihn gesehen, sagte sich Mary. Ich habe ihn, verdammt noch mal, gesehen! Sie schüttelte wütend über sich selbst den Kopf. Es war keine Täuschung gewesen, der Kopf hatte sich im Kühlschrank befunden.

Und so stellte sich sofort eine neue Frage.

Wer hatte ihn da hineingelegt?

Er war doch nicht vom Himmel gefallen. Jemand mußte in das Haus eingedrungen sein, um den Schädel im Kühlschrank zu plazieren. Anders ging es einfach nicht.

Oder?

Mary Sinclair wußte genau, daß es noch eine andere Möglichkeit gab. Zuviel hatte sie erlebt. Zu gut wußte sie auch Bescheid. Was ihr Sohn John alles erlebte, erlebt hatte, war ungeheuer…

Ihre Gedanken stockten. Etwas bohrte sich in ihren Schädel, und sie versuchte nachzudenken.

War John denn tatsächlich tot?

Der Gedanke daran ließ sie erzittern. Vor kurzem noch hatte sie klare Gedanken fassen können, das war nun vorbei, und sie fragte sich, ob es tatsächlich die richtige Frage gewesen war, die sie sich gestellt hatte.

Mary Sinclair stand auf. Sie mußte einfach Gewißheit darüber haben, ob sie mit ihren Folgerungen richtig lag. Über ihren Körper strömte ein eisiger Schauer. Sie ging dorthin, wo das tragbare Telefon in der Ladebox steckte. Früher hatte sie sich immer gegen mehrere Telefone im Haus und auch gegen ein Fax gewehrt. Heute war sie froh, die Apparate zur Hand zu haben.

Die Nummer ihres Sohnes kannte sie auswendig. Sie versuchte es zunächst privat. Es war wirklich nur ein Versuch, mehr nicht, aber John hob nicht ab.

Verständlich, und Mary Sinclair wählte die Nummer seiner Dienststelle. Sie bekam auch dort keinen Anschluß. Da meldeten sich weder Glenda Perkins, Suko noch Sir James.

Als wären sie alle ausgeflogen, dachte Mary Sinclair. Das ungute Gefühl nahm wieder zu.

Mit dem Handy in der Hand saß sie am Küchentisch und schaute auf die Tastatur. Als die Zahlen vor ihren Augen verschwammen, ärgerte

sie sich.
Noch einmal wählen.
Diesmal die Nummer des Inspektors.
Sie lauschte, wartete ab und zuckte zusammen, als plötzlich abgehoben wurde.
Er war es. Suko meldete sich. Sie hatte es gehofft, aber Mary Sinclair war davon so überrascht, daß sie kaum sprechen konnte. Als sie dann redete, klang ihre Stimme nicht mehr normal, sondern ziemlich überspannt oder überdreht.
Für sie war es schwer, nach ihrem Sohn zu fragen, da mußte sie schon eine Klippe überspringen. Sie rechnete mit der allerschlimmsten Antwort und war wirklich auf alles gefaßt, dann aber erlebte sie die große Überraschung, die sie stumm machte.
John war für sie zu sprechen. Sie hörte, wie Suko ihm mitteilte, wer da angerufen hatte…

***

»Mutter?«
Ich hörte noch dieser Frage einen pfeifenden Atemzug, dann ein Stöhnen und schließlich die Worte:
»Du lebst?«
»Klar, ich lebe, Mutter. Warum sollte ich nicht leben? Ist etwas geschehen?« Ich bemühte mich, meiner Stimme einen lockeren und völlig normalen Klang zu geben. Da hörte ich bereits die nächste Frage der alten Dame.
»Du bist wirklich okay? Geht es dir auch gut?«
»Ja, es geht mir gut.« Meine Furcht schwand. Auch wenn die Mutter nicht normal sprach, ihre Stimme zitterte und vibrierte, so glaubte ich doch daran, daß sich die Dinge wieder regeln würden.
»Was ist denn, Mutter? Welche Probleme hast du? Warum rufst du an? Da ist doch etwas geschehen…?«
Eine kurze Pause. Dann: »Ja, das ist es auch. Es ist etwas geschehen, mein Junge.«
»Okay, erzähle es mir.« Ich hatte Platz genommen und sah, daß mich Suko und Shao beobachteten.
Sekunden später war ich froh, auf meinem Hinterteil zu sitzen, denn die nächste Frage meiner Mutter hätte mich beinahe umgeworfen.
»Du - du hast doch noch deinen Kopf - oder?«
Ich schwieg, lange, zu lange, denn meine Mutter wiederholte die Frage.
»Mal ganz ruhig«, sagte ich. »Reiß dich bitte zusammen und denke darüber nach, was du gefragt hast.«
»Das weiß ich schon, John.«
»Du wolltest etwas über meinen Kopf wissen. Ich habe ihn, es ist

noch alles vorhanden, die Augen, die Ohren, die Nase, der Mund, sonst könnte ich ja nicht mit dir reden.«

Auch Shao und Suko begriffen nicht, was das alles sollte. Sie schauten mich weiterhin an, hoben die Schultern und sahen aus, als wüßten sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollten.

»Bitte, John, auch wenn es verrückt klingt, ich bin weiß Gott nicht durchgedreht.«

»Das glaube ich dir, Mutter.«

Sie atmete tief ein, was ich sehr deutlich mitbekam. »Ich habe nicht grundlos danach gefragt. Der Kopf - ähm, ich meine dein Kopf - also - ich habe ihn…«

»Langsam, Mutter, langsam.«

»Unterbrich mich bitte nicht, John!« Ihre Stimme schrillte jetzt mehr. Ein Beweis, daß sie leichte Probleme bekam.

»Schon gut, Mutter, sorry. Rede weiter.«

»Ich habe deinen Kopf gesehen. Deinen blutigen Kopf. Er - er lag bei mir. Bei mir im Haus. Bei mir in der Küche.« Sie redete jetzt schneller. »Bei mir im Kühlschrank, verstehst du? Und er war blutig, widerlich blutig…«

Ich sagte nichts. Ich starrte ins Leere, aber ich hatte alles verstanden und gehört, auch das Schluchzen, das die letzten Worte meiner Mutter begleitet hatte.

Der Fluch der Sinclairs. Plötzlich kam mir dieser Satz wieder in den Sinn. Es lag zwar einige Monate zurück, daß ich mit ihm konfrontiert worden war, aber da war es auch haarscharf um mein und um das Leben meiner Eltern gegangen. Da war etwas aus der Vergangenheit hochgewühlt worden, eben der Fluch meiner Ahnen.

»Blutig…?« flüsterte ich.

»Ja, blutig, John. Und ich habe ihn gesehen. Du kennst den Kühlschrank bei uns im Haus. Dein Kopf lag genau in der Mitte. Ich habe die Tür geöffnet, ich sah ihn liegen, und es war einfach grauenhaft, wenn du verstehst. Einfach schlimm.«

»Ja, Mutter«, murmelte ich, »das verstehe ich. Das verstehe ich sogar sehr gut.«

Sie fing an zu weinen. Ich mußte sie trösten, was mir nicht leichtfiel, denn ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß mein Kopf im Kühlschrank gelegen hatte.

Schließlich, als sie sich wieder gefangen hatte, bat ich sie, den Vater ans Telefon zu holen.

»Der ist nicht da.«

»Was?« Ich war plötzlich besorgt. »Ist er…?«

»Nein, nicht für länger, John. Er trifft sich im Rathaus mit einigen anderen. Er wird bald wieder hier erscheinen.«

»Das ist gut.«

»Du glaubst mir nicht, wie?«

»Ich weiß nicht, was ich dir glauben soll. Aber du hast wirklich meinen Kopf gesehen?«

»Ja«, erwiderte sie. »Ja, ich habe deinen Kopf gesehen. Das ist komisch, wie?« Sie fing plötzlich an zu lachen.

Nur klang es überdreht und gefiel mir ganz und gar nicht. »Ich habe ja auch an einen Irrtum gedacht, und jetzt weiß ich nicht mehr, was ich noch alles denken soll, John. Ich habe nämlich ein zweitesmal nachgeschaut, als ich mich wieder erholt hatte. Da war er nicht mehr da. Er war weg, verschwunden. Ein völlig normaler Kühlschrank, glaub mir.«

»Noch mal.«

»Bitte, John, ich habe es dir doch gesagt.«

Das hatte sie. Aber ich wollte, daß meine Mutter ruhiger darüber sprach, und es gelang mir auch, sie auf diesen Weg zu bringen. So wiederholte sie ihre Erlebnisse, und zum Glück war sie glücklich darüber, daß ich noch lebte, aber sie blieb dabei, daß sie meinen Kopf im Kühlschrank gesehen und sich ihn nicht eingebildet hatte.

»Glaubst du mir, Junge? Oder hältst du deine alte Mutter für eine überdrehte alte Schachtel?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Das freut mich.« Es klang ehrlich. Danach wollte sie meinen Rat haben. »Was soll ich denn jetzt tun? Wer steckt denn dahinter? Was hat das alles zu bedeuten?«

»Ich kann es dir nicht sagen«, erwiderte ich leise. »Tut mir leid, aber damit komme ich nicht zurecht. Ich muß darüber nachdenken. Es ist durchaus möglich, daß dieser Vorgang in einem Zusammenhang mit dem Fall steht, mit dem ich mich momentan beschäftige.«

»Dann weißt du also mehr, John?«

»Nicht viel, Mutter.«

Sie hatte sich über die Antwort geärgert, das entnahm ich ihren folgenden Worten. »Wahrscheinlich willst du es mir nicht sagen, John, so sehe ich die Dinge. Du hältst dich bewußt zurück, aber ich sage dir ehrlich, das ist alles…«

»Nein, Mutter«, unterbrach ich sie. »Ich halte mich nicht zurück. Ich weiß nur nichts Genaues. Auch ich habe ähnliche Dinge erlebt wie du, Mutter. Shao und Suko erging es kaum anders. Jane Collins und Glenda Perkins ebenfalls. Jemand ist dabei, uns einzukreisen. Er will uns fertigmachen.«

»Wer denn, Junge?«

»Ein Dämon.«

»Das weißt du?«

»Sicher.«

»Dann kennt du sicherlich auch seinen Namen.«

»Ja, der ist mir bekannt, Mutter. Ich werde ihn dir auch sagen. Es könnte sein, daß er bei dir erscheint.«

»Gut, ich höre.«

»Belial. Er heißt Belial.«

Meine Mutter schwieg. Ziemlich lange sogar, so daß ich schon Furcht bekam, es könnte etwas schiefgelaufen sein. Dann sagte sie: »Ein ungewöhnlicher Name, John. Heißt er wirklich Belial?«

»Ja.«

»Wieso ist…?«

»Er ist uralt, Mutter. Man hat ihn auch den Engel der Lügen genannt.«

Ich hörte sie leise lachen. Erst danach stellte sie eine Frage. »Der Engel der Lügen, John, das ist natürlich was Besonderes. Ich kann mir vorstellen, wie alles gekommen ist. Dieser Kopf, kann er eine Lüge gewesen sein?«

»In einem gewissen Sinne schon, Mutter. Belial täuscht. Belial täuscht aber nicht nur, denn er hinterläßt auch Tote, aber er fängt es raffiniert an. Lügengespinste zu errichten, bedeutet auch, Pläne zu machen und sie durchzuführen. Pläne, die wir so einfach nicht durchschauen. Jedenfalls möchte er, daß wir Menschen uns in seinen Lügengespinsten und Lügennetzen verfangen.«

»Du machst mir wirklich Mut.«

»Ich kann dir nur die Wahrheit sagen.«

»Gut, dann versuche ich, mich darauf einzustellen.« Sie räusperte sich die Kehle frei um klarer sprechen zu können. »Aber was wirst du tun? Was hast du vor? Kannst du kommen und mich beschützen?«

Natürlich hatte ich mit dieser Frage gerechnet und war innerlich darauf vorbereitet, aber ich konnte meiner Mutter leider keine klare Antwort geben.

Wenn ich nach Schottland flog, fehlte ich in London. Blieb ich hier, würde ich wahrscheinlich dort oben fehlen. Belial hatte sein Netz weit gespannt, und wir, die Figuren, hatten uns darin bereits verfangen.

»Warum redest du nicht, Junge?«

»Ich denke noch nach, Mutter. Muß aber ehrlich zugeben, daß ich überfragt bin.«

»Das habe ich bemerkt. Und was soll ich tun, wenn wieder etwas passiert, John?«

»Nimm es hin!«

»Bitte? Weißt du, was du da von mir verlangst? Ich soll die Dinge einfach hinnehmen?«

»Ja, Mutter, ja.«

»Mein Gott, da kann ja wer weiß was passieren.«

»Das weiß ich alles. Es wird auch etwas passieren. Nur ist uns dieser Belial leider immer einen Schritt voraus. Noch. Was du auch siehst,

Mutter, was auch noch passieren wird, versuche bitte, es relativ zu sehen. Einen anderen Rat kann ich dir leider nicht geben.«

»Ja, mein Junge, das ist schon okay soweit. Ich bin nur gespannt, was dein Vater dazu sagen wird.«

»Weihe ihn ruhig ein.«

»Das hätte ich sowieso getan. Und wo kann ich dich erreichen, falls es Veränderungen geben sollte?«

»Vorerst bei Suko.«

Meine Mutter war überrascht. »Himmel, du willst in der Wohnung bleiben und dich nicht auf die Jagd nach diesem Belial machen?«

»Das würde ich liebend gern. Nur weiß ich im Moment nicht, wo ich damit beginnen soll. Außerdem ist er wieder an der Reihe.«

»Dann wollen wir das Beste hoffen.«

»Wir schaffen es, Mutter.«

Das Gespräch war beendet, und ich kam mir vor wie eingeölt. Meiner Mutter erging es sicherlich ebenso, nur hatte sie es schwerer als ich. Suko und Shao waren zunächst so taktvoll, keine Fragen zu stellen und mich mit den Gedanken allein zu lassen.

Ich lehnte mich im Sessel zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und starrte vor mich hin.

Belial war raffiniert. Belial hatte einmal durch mich eine Niederlage einstecken müssen, er wußte, daß er noch hinterlistiger und heimtückischer vorgehen mußte. Bei der ersten Begegnung zwischen uns hatte er nur an einer Stelle zugeschlagen. Nun aber hatte er seine Aktivitäten aufgeteilt. Er hatte sich meine Freunde ausgesucht und gewissermaßen zwei Hälften oder Ebenen geschaffen.

Die eine war die Realität. In ihr befanden wir uns. Die andere gehörte in eine Welt, die außerhalb der unsrigen lag. Es war die Welt der Schatten, der Dämonen, der Träume, wie auch immer. Und in dieser Welt mußten sich Jane und Glenda befinden. Sie waren von ihm geholt worden. Er hielt sie als Trumpf fest. Das alte Spiel. Zwei Geiseln, mit denen er mich erpressen konnte.

Würde es darauf hinauslaufen?

Ich wußte es nicht. Ich wußte überhaupt nichts mehr. Als ich mich wieder vorbeugte und den Kopf drehte, da stellte ich fest, daß es Shao und Suko ebenso erging.

Wie sie dachten, las ich von ihren Gesichtern ab. Sie sahen nicht so aus, als hätten sie eine Idee.

Aber sie dachten nach, und es war Suko, der mir eine Frage stellte. »Eigentlich müssen wir noch mal auf dich zurückkommen, John.«

»Warum?«

»Mit dir hat doch alles begonnen.«

»Das stimmt schon.«

»Mit deinen Träumen.«

»Sicher. Und weiter.«
Er hob die Schultern, kam zu mir und ließ sich in meiner Nähe nieder. Wir schauten uns direkt an.
»Kannst du dir eigentlich nicht vorstellen, daß dir dieser Mensch den ersten Traum bewußt geschickt hat? Die dunkle Allee, die hohen Bäume, das Gefühl der Einsamkeit und dann die Scheune mitten im Gelände.«
»Doch, Suko, das kann ich. Ich glaube fest daran, daß er mir den Traum bewußt geschickt hat.«
»Sehr gut. Dann hat es also etwas zu bedeuten.«
Ich lächelte. »Soweit bin ich auch schon.«
Suko ließ sich nicht beirren. »Bewegen wir uns mal einen Schritt weiter, alter Junge. Man hat dir diese Träume geschickt. Man hat dich praktisch das Haus finden lassen. Man hat dich hingelockt oder?«
»Das stimmt.«
»Alles muß einen Grund gehabt haben.«
»Den du kennst?«
»Vielleicht, John.«
»Dann raus mit der Sprache!«
»Belial hat dir einen Blick in die Zukunft gegönnt. Oder in eine Zukunft, wie er sie sich vorstellt. Ich denke, daß der Engel der Lügen will, daß du dieses Haus findest. Du mußt eine lange Straße entlanggehen, um die Scheune zu erreichen. Meiner Ansicht nach ist er davon überzeugt, daß du es schaffst. Daß du genau weißt, wo dieses Haus steht. Daß es dir nur noch nicht eingefallen ist. Er will dich dort haben. Du sollst den Weg noch einmal gehen, aber diesmal nicht im Traum, sondern in der Realität. Suche und finde das Haus, John.«
Ich ließ mir mit der Antwort Zeit und schaute dabei auf meine Hände. »Du meinst, daß damit alles geregelt wäre?«
»Ich hoffe es.«
»Ist das nicht zu einfach?«
Suko mußte über meine Antwort lachen. »John, was ist im Leben tatsächlich kompliziert? Wenn du richtig nachdenkst, wirst du feststellen, daß die Lösungen zumeist simpel sind, auch wenn sie so kompliziert aussehen. Du bist jetzt an der Reihe.«
»Dann habe ich den Schwarzen Peter.«
»So sehe ich das nicht. Du hast es nun in der Hand, dieses Haus zu finden, nicht mehr und nicht weniger.«
Ich schaute Suko an und schwieg dabei. Dann wechselte ich den Blick zu Shao hin. Sie zeigte einen Gesichtsausdruck, der Sukos These durchaus zustimmte.
Das sagte sie mir auch. »Ich finde, daß Suko recht hat. Es geht um dich, auch um uns, aber letztendlich bist du der Auslöser zu allem

gewesen. Das Haus ist wichtig. Es ist das Ziel. Es ist möglicherweise der Ort, wo Belial auf dich wartet, und du solltest ihn wahrlich nicht enttäuschen. So denke ich.«

Diesmal mußte ich lächeln, bevor ich sagte: »Ihr beide habt wirklich eine tolle Art, jemand zu überzeugen.«

»Liegen wir denn so falsch?« fragte Shao. »Hast du schon mal darüber nachgedacht?«

»Gerade jetzt, und ich muß euch recht geben«, erwiderte ich nickend. »Ja, ich gebe euch recht.«

»Damit wären wir einen Schritt weiter«, meinte Suko.

»Nur einen winzigen«, hielt ich dagegen. »Ich habe euch das Haus oder die Scheune beschrieben, wie auch immer. Aber wißt ihr eigentlich, wie viele dieser Häuser oder Scheunen es in unserem Land gibt, die so aussehen?«

»Unzählige.«

»Danke, Suko, das reicht. Wie viele Jahre brauchen wir, um sie alle zu finden und zu untersuchen?«

»So lange leben wir wohl kaum.«

»Deshalb können wir deinen Vorschlag vergessen, so gut er auch gemeint ist.«

Damit war Suko nicht einverstanden. Er wiegte den Kopf und fügte dann hinzu: »Weißt du, John, darüber habe auch ich mir Gedanken gemacht. Dieser Traum, ich komme noch einmal darauf zurück, ist dir nicht grundlos geschickt worden. Belial hat dich geführt. Er wollte, daß du das Haus erreichst, John. Und es ist meiner Ansicht nach auch nicht irgendein Haus, das auf unserer Insel steht. Es ist ein bestimmtes.«

»Jedes Haus ist ein bestimmtes, wenn du es genau nimmst.«

»Es ist ein Haus, das du möglicherweise kennst. Mit dem du schon einmal zu tun gehabt hast. Vielleicht will Belial, daß du dich daran erinnerst und es freiwillig besuchst.«

Ich hob die Augenbrauen, zischte die Luft durch die Zähne, sagte ansonsten nichts.

»Was ist? Warum schweigst du?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich dir nicht genau sagen, Suko, aber ich denke nach.«

»Darf ich dir noch eine Hilfe geben?«

»Bitte.«

»Das Haus muß zu dir in einer Beziehung stehen. Vielleicht auch zu deinen Eltern oder uns, ich weiß es nicht, aber der wichtigste Part in diesem Spiel bist du. Meiner Ansicht nach hast du es schon einmal gesehen. Es ist nur verschüttet. Die Erinnerung liegt in irgendwelchen Tiefen begraben. Du solltest versuchen, sie wieder hervorzuwühlen. Mehr kann ich dir nicht raten.«

Ich saß da, rührte mich nicht, überlegte, schaute die beiden Freunde an und versuchte dabei, meine Gedanken zu sortieren. Wenn ich intensiv über Sukos Vorschlag nachdachte, so mußte ich zugeben, daß er möglicherweise so unrecht nicht hatte. Dieses Haus konnte mir durchaus nicht fremd sein.

Ich hatte es schon einmal gesehen. Aber wann und wo? Als Erwachsener, als Kind, als Jugendlicher? Vor langen, langen Jahren möglicherweise. Das alles konnte zutreffen. Und ich mußte auch zugeben, daß es eine andere Spur nicht gab. Suko hatte recht. Mit meinem verdammten Traum war der Fall ins Rollen geraten.

»Es kann ja sein, daß du eine böse Erinnerung an dieses Haus gehabt hast«, meinte mein Freund.

»Nun ja, mit alten, gespenstischen Häusern hatten wir schon des öfteren zu tun.«

»Das ist richtig.«

»Oder kann die Erinnerung daran auch völlig normal gewesen sein?« fragte Shao. »Ich meine damit, daß dieses Haus oder diese Scheune nicht Bedrohliches an sich hatte.«

»Warum nicht?«

»Keine Ahnung, weiß ich nicht. Du mußt dich nur daran erinnern, wo du das Haus und diese Straße schon einmal in der Realität gesehen hast. Das wäre dann die halbe Miete.«

»Sehr gut, wirklich.« Ich schüttelte den Kopf. »Wenn ich daran denke, wo ich überall war und wie alt ich bin, dann mußte ich all die Jahre Revue passieren lassen und sie sogar aufteilen in Tage, Woche und Monate, um herauszufinden…«

»Denke nur nach«, sagte Suko. »Hol dir deinen Traum noch einmal ins Gedächtnis zurück. Vielleicht erinnerst du dich, wo sich die Allee befindet, wo du sie schon einmal gegangen bist und das Haus gesehen hast. Es steht einsam, Wald befindet sich in der Nähe und…«

»Ja, das schon«, sagte ich. »Aber wie soll es mir einfallen bei all den Dingen, die wir auch gemeinsam erlebt haben? Damit komme ich nicht zurecht.«

»Sollen wir dich allein lassen, damit du nachdenken kannst?« fragte Shao.

Ich winkte ab. »Nein, bleibt mal hier.«

»Darf ich noch etwas sagen, John?«

»Immer doch.«

Shao lächelte. »Es ist zwar nur eine Theorie, aber wir haben ja selbst von deiner Mutter erfahren müssen, daß auch sie in den Fall hineingezogen wurde.«

»Ja, das stimmt.«

»Und jetzt habe ich etwas weiter gedacht. Dieses Haus stand nicht in einer Stadt. Deine Eltern leben auf dem Land. Man hat deine Mutter

nicht in Ruhe gelassen, und einen derartigen Weg, wie du ihn uns beschrieben hast, könnte ich mir dort, wo deine Eltern leben, durchaus vorstellen. Wie gesagt, John, es ist nur ein Vorschlag, doch du solltest dich mal auf diese Umgebung konzentrieren.«

Ich dachte nach und murmelte dann: »Auf Schottland.«

»Nein, auf Lauder, wo deine Eltern wohnen.«

»Das meinte ich auch, Shao.«

»Wäre das schlecht?«

Sie erhielt von mir keine Antwort, denn ich drehte mich meinem Freund Suko zu. Er hob die Schultern und sagte: »Ich denke, daß es zumindest ein Weg ist.«

»Ja, das kann sein.«

»Willst du ihn auch gehen?«

Diesmal nickte ich. Lange Überlegungen anzustellen, hatte keinen Sinn. Ich mußte einfach zu einer Lösung kommen, und eine Alleestraße sowie eine Scheune paßten durchaus in die Umgebung von Lauder.

Ich stand auf und lächelte beruhigend, als ich die erschreckten Gesichter meiner Freunde sah.

»Keine Sorge, ich laufe euch nicht weg. Ich habe es mir überlegt. Ich werde zurück in meine Wohnung gehen, das Telefon für eine Weile abstellen und nachdenken.« Etwas verloren blieb ich im Wohnraum stehen. »Das ist die einzige Möglichkeit, die mir bleibt.«

»Versuche es, John! Versuche es unter allen Umständen!« sagte Shao beinahe flehentlich. »Nur so können wir weiterkommen. Diese Straße und auch dieses Haus ist einfach nicht nur ein Traumgebilde. Das muß in der Realität existieren, glaub es mir.«

Ich ging. Wortlos. Innerlich zitterte ich. Dann verließ ich die Wohnung und ging nach nebenan. War es eine Chance? Ich schloß die Wohnungstür hinter mir. Wie auch immer, ich befand mich in einer Situation, in der ich nach jedem Strohhalm greifen mußte.

Der Wohnraum kam mir so leer und verlassen vor. Ich setzte mich auf die Couch und legte die Beine hoch. Dann fiel mir ein, daß ich das Telefon nicht abgestellt hatte.

Egal, ich wollte nicht mehr aufstehen, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und dachte an die düstere Allee und das unheimliche Haus. Irgendwo mußte es stehen. Irgendwo in diesem weiten Land…

***

Der zerfetzte Körper war verschwunden. Die Hunde ebenfalls. Sie sahen auch kein Blut mehr. Die schreckliche Szene war einfach wie von einem Tuch hinweggewischt worden, aber sie befanden sich noch immer in der Gewalt des mächtigen Belial, für den Jane Collins und Glenda Perkins zu Spielbällen, aber auch zu Trümpfen geworden

waren.

Sie schwebten, sie trieben. Belial leitete sie. Er führte sie einem nächsten Ziel zu, denn er hatte sich ihnen kurz offenbart und ihnen erklärt, daß die Schau weitergehen würde.

Und dann spürten sie, daß sich um sie herum etwas veränderte. Die Frauen konnten nichts sehen, da die Dunkelheit nach wie vor tief war, aber sie glaubten fest daran, die Welt des Lügenengels verlassen zu haben. Die Grenze war überschritten worden. Sie befanden sich wieder in der Realität und in der Normalität. Das merkten sie, das sagte ihnen einfach ihr Gefühl, denn die Umgebung war eine andere geworden, auch wenn sie nichts davon sahen, aber sie rochen es.

Es war der normale Weltgeruch, und sie spürten jetzt festen Boden unter den Füßen.

»Jane…?«

»Ich bin hier, Glenda.«

»Wo?«

»In deiner Nähe.«

»Moment«, sagte Glenda und drehte sich nach links. Sie streckte den Arm aus, bewegte ihre Hand, tastete aber noch ins Leere, bis sie plötzlich den Kontakt der anderen Finger spürte, was ihr guttat, denn beide konnten sich nur auf sich selbst verlassen. Ihnen half niemand.

Sie blieben zusammen, und Glenda flüsterte: »Okay, Jane, wir leben. Wir sind noch da. Das ist super.«

»Ja, man hat uns gelinkt.«

»Wieso?«

»John ist nicht gestorben«, sagte Jane. »Er ist nicht von den Bluthunden zerrissen worden. Das weiß ich. Daran glaube ich fest. Man hat uns etwas vorgemacht.«

»Aber warum?«

»Um uns nervlich kleinzukriegen. Wir sollen Angst haben. Wir sollen wissen, daß wir nicht den Hauch einer Chance haben. Deshalb, Glenda. Nur deshalb. Und wenn wir beide fast am Boden liegen, wird dieser verfluchte Dämon erscheinen, um uns den Rest zu geben. Möglicherweise auch John. Wer kann das schon wissen?«

Glenda hielt Janes Hand noch immer fest. »Es ist wie ein gewaltiger Sog, der sich aus zahlreichen Einzelstrudeln zusammensetzt. Irgendwo treffen sie sich dann, und der Sog reißt uns schließlich mit hinein in eine fremde Welt.«

»In der sind wir jetzt schon.«

»Nein, Jane, wir befinden uns in der Realität.«

»Wunderbar. Dann müßten wir auch den Beweis haben.«

»Den bekommen wir«, behauptete Glenda. »Wer von uns hat ein Feuerzeug oder Streichhölzer?«

»Ich.«

»Gut, ich auch.«

Beide Frauen holten die schmalen Feuerzeuge hervor, drehten an dem Rädchen, wo erste Funken sprühten und Flammen entstanden.

Sie ringelten sich hoch, bildeten zwei Ovale, und gemeinsam hoben die Frauen ihre Arme an, wobei sie sich gegenseitig anschauten und erkennen mußten, wie blaß sie waren.

Hundertprozentig sicher waren sie sich noch nicht gewesen. Das aber änderte sich, als der Widerschein der beiden Flammen die Grenzen erreichte und über Wände huschte.

Normale Wände, Steinwände. Keine Leere; kein weites, unheimliches und schwarzes Nichts.

Obwohl sie von diesem kalten und feuchten Stein umgeben waren, kamen sie sich erleichtert vor.

Der düstere Engel hatte sie wieder zurück in die Wirklichkeit geschafft, was bei ihnen für eine Erleichterung sorgte.

»Endlich«, sagte Glenda und stöhnte dabei. »Endlich haben wir es hinter uns gebracht.«

»Aber wir sind noch nicht aus dem Schneider.«

»Das stimmt.«

Jane Collins ging weiter nach rechts. Sie streckte ihren Arm aus und drehte wieder an dem Rädchen, und sofort zuckte die Flamme hoch und spendete Licht gegen die Decke.

Sie bestand ebenfalls aus Stein und bildete eine glatte Fläche. Sie war dunkel, bis auf eine Ausnahme, und die befand sich genau in der Deckenmitte.

»Glenda, schau doch!«

Jane hätte es nicht zu sagen brauchen, denn Glenda Perkins hatte es selbst längst entdeckt.

Die Decke war in der Mitte durch eine Glasfläche unterbrochen. Das Material war sehr dick, aber noch durchsichtig. Leider konnten sie nicht erkennen, was sich oberhalb der Glasfläche befand, da drängte sich die Dunkelheit zusammen und wurde zu einer fast bulligen Schwärze.

Jane zuckte zusammen, als die Flamme gegen ihren Finger strich. Das kleine Feuer verlosch, die Dunkelheit fiel wie ein gewaltiger Sack über ihr Gefängnis.

Beide hörten sich atmen. Es klang nicht beruhigend, denn sicherlich drehten sich ihre Gedanken um die Entdeckung. Jane stellte die erste Frage: »Weißt du, wo wir sind, Glenda?«

»Ich - ich befürchte es.«

»Über uns ist die Decke durchsichtig. Und ich kann mich daran erinnern, daß wir schon einmal vor dieser Insel aus Glas gestanden und nach unten geschaut haben. Da lag John. Da wurde er von Bluthunden zerrissen…«

»Ich sehe aber keine Pflöcke.« Glenda versuchte es mit einer Ausrede. Sie wollte einfach nicht wahrhaben, daß dieser schreckliche Ort auch in der Wirklichkeit existierte.

»Das ist zweitrangig. So etwas kann man herbeischaffen, Glenda. Wir sind hier unten. In dem Raum, in dem auch John Sinclair gelegen hat. Das mußt du mir glauben.«

»Ich spreche ja nicht dagegen«, sagte sie leise. »Ich - ich habe nur Probleme damit, es zu akzeptieren. Wir wissen jetzt, daß John noch lebt, aber wir haben seinen Tod mitbekommen. Diesem Dämon traue ich alles zu. Er kann es durchaus schaffen, das, was wir gesehen haben, Wirklichkeit werden zu lassen. Ich denke, daß es darauf hinauslaufen wird.«

»Dann müßte auch John hier erscheinen«, folgerte Jane Collins.

»Was spricht dagegen?«

»Und die Hunde…«

Glenda schwieg. Sie wollte nicht daran denken, und auch Jane Collins sagte nichts mehr. In der Dunkelheit blieben die beiden stehen, so dicht beisammen, saß sie sich körperlich spüren konnten, aber sie merkten auch, daß es ihnen immer schlechter ging. Etwas schlich sich in ihre Körper hinein und bedrängte ihre Seelen.

Es war die Angst.

Wie kalter Schleim erwischte sie die beiden Frauen, die aber von einer Kälte nichts spürten, sondern mehr die Hitze erlebten, die ihre Körper erfaßte.

Es war die Erwartung. Das Warten darauf, daß irgendwann etwas Schreckliches geschah. Sie wußten ja, wie es laufen und enden würde. Dieser Vorgriff auf die Zukunft war ihnen bereits präsentiert worden.

Mit schwerer Stimme sagte Jane: »Dabei können wir nichts tun, Glenda, gar nichts. Wir kommen hier nicht weg. Es gibt keine Tür, es gibt nur die Glasplatte in der Decke, und die wird wohl keine von uns nach außen drücken können.«

»Das käme auf einen Versuch an«, murmelte Glenda.

Jane war überrascht. »Wie meinst du das denn?«

»Wie stark bist du?« Nach dieser Frage schaltete Glenda wieder das Feuerzeug an.

Jane hob die Schultern. »Es kommt darauf an.«

»Dann steige ich auf dich. Oder soll ich mich als Stütze auf den Boden stellen?«

Die Detektivin nickte. »So hast du das gemeint.«

»Es ist ein Versuch.«

»Gut, den wir im Dunkeln starten müssen.« Sie hatte den Satz kaum ausgesprochen, als das Licht erlosch und beide Frauen sich nicht mehr sehen konnten.

Wenig später hatten sie sich wiedergefunden. Jane baute sich dicht

vor Glenda auf und erklärte ihr, daß sie bereits ihre Hände zusammengelegt hatte.

»Stehen wir auch direkt unter der Öffnung?«

»Immer doch.«

»Dann werde ich es versuchen«, sagte Glenda und hob ihr rechtes Bein an, um auf die aus Händen gebildete Trittfläche zu steigen.

»Das ist schon okay«, sagte Jane. Ihre Stimme klang hart und konzentriert. »Ich hebe dich jetzt an.«

»Gut so.«

»Wenn du das Gleichgewicht verlierst, sag Bescheid.«

»Okay - jetzt!«

Glenda federte hoch, suchte Halt an Janes Schulter.

Glenda stöhnte. Sie schwankte, stemmte sich hoch, und erhielt durch Jane noch mehr Schwung.

Um nicht mit dem Kopf gegen die Decke zu stoßen, hatte Glenda die Arme in die Höhe gestreckt.

Ihre gespreizten Hände spürten plötzlich den Widerstand, der nicht aus Stein bestand, sondern aus dieser glatten, leicht schmierigen Glasfläche.

»Ich hab's!« keuchte sie.

»Kannst du dagegen drücken?«

»Moment noch!« Glenda strengte sich an. Unter ihr stöhnte und schwankte Jane. Der Atem pfiff aus ihrem Mund, doch sosehr sie sich auch Mühe gab, es war ihr nicht möglich, die Glasplatte in die Höhe zu stemmen. Sie saß zu fest. Wenn überhaupt, dann konnte sie nur von außen geöffnet werden. Damit hatten die beiden Frauen auch gerechnet, deshalb war diese Tatsache keine zu große Enttäuschung für sie.

»Glenda, es wird kritisch…«

»Okay, ich springe.« Sie drückte ihren Körper nach vorn und bewegte sich über den Kopf der Detektivin hinweg. Dann prallte sie auf den harten Boden und stützte sich mit den Händen ab. Aus dem Dunkel hinter sich hörte sie Janes Stimme.

»Bist du okay?«

»Ja, du auch?«

»Klar doch.« Jane schaltete ihr Feuerzeug an, während sich Glenda Perkins umdrehte und hinter dem Flammenkreis das schweißnasse Gesicht der Detektivin sah.

»Nichts«, berichtete Glenda. »Da ist nichts zu machen. Dieses verdammte Ding sitzt so fest, als wäre es für die Ewigkeit dort befestigt worden.«

»Also keine Chance.«

»So ähnlich.«

Die Flamme ruckte wieder zurück. Beide Frauen standen sich in der

Dunkelheit gegenüber und warteten darauf, daß etwas passierte. Sie wußten jedoch, daß es nicht an ihnen lag, wie es weitergehen sollte. Da spielten andere Faktoren eine Rolle. Derjenige, der sie in diese Lage hineingebracht hatte, würde sein außergewöhnliches Spiel fortführen und auf ihren Nerven herumtrampeln.

»Wir sind gefangen!« flüsterte Glenda. »Davon müssen wir ausgehen. Er hat es in der Hand.«

»Was könnte er tun?« fragte Jane.

»Oder sollen wird darüber lieber nicht sprechen?«

Glenda mußte lachen. »Was bringt es uns, wenn wir darüber schweigen? Es wird eintreten. Wir sind seine Gefangenen, das kannst du drehen und wenden, wie du willst. Ich weiß, daß irgendwann auch John als Joker in dieses Spiel eintreten wird.«

»Lebend oder tot?«

»Hör auf, Jane!«

»Denkst du nicht an die Hunde?«

Glenda schwieg. Natürlich dachte sie an die Hunde. Natürlich dachte sie an deren Zähne, an deren schreckliche Gebisse, sie dachte eigentlich immer daran, nur wollte sie nicht darüber sprechen.

»Da ist was!« flüsterte Jane. »Verdammt noch mal, hörst du die Geräusche nicht?«

»Nein, nicht - noch nicht.«

»Dann sei mal still.«

Beide Frauen hielten den Atem an. Kein fremder Laut sollte sie stören. Sie mußten sich voll und ganz auf die Umgebung konzentrieren und nicht nur auf das, was neben ihnen lag, sondern auch auf die Höhe.

Die Laute erreichten sie von der Decke her. Als wären dort irgendwelche Wesen dabei, mit kratzigen Füßen über das Gestein zu schaben. Schlangenlange Käfer mit harten Beinen und Chitinpanzern, die ihr Ziel noch nicht gefunden hatten.

Aber sie blieben. Sehr schnell stellten die Frauen fest, daß sich die Geräusche nicht veränderten und am selben Ort blieben. Immer über ihnen. Es war ein Kratzen, als wollten sich Zombies aus Särgen befreien.

In der Dunkelheit empfanden sie die Laute als besonders schlimm. Noch traute sich keine von ihnen, ein Feuerzeug einzuschalten, bis Glenda den Anfang machte. »Das ist wohl außen«, sagte sie.

»Ich denke, wir sollten leuchten.«

»Gut, machen wir.«

Glenda wartete zwei Sekunden. »Fertig?«

»Ja.«

»Dann - jetzt!«

Zugleich zuckten die Flammen der Feuerzeuge auf.

Die Frauen streckten die Arme der Decke entgegen, damit dem Glas. Sie hatten sich nicht geirrt.

Auch wenn sich die Szene nicht völlig klar präsentierte, bekamen sie doch mit, was sich über ihnen und außen auf der Glasplatte abspielte.

Nein, es waren keine Schatten, die sich dicht über diesem Glas bewegten, auch wenn es so aussah.

Diese Schatten hatten Konturen, und diese wiederum bildeten dunkle Schnauzen, finstere Rachen mit messerscharfen Zähnen, die darauf warteten, sich in das Fleisch irgendwelcher Feinde bohren zu können.

Ihre Befürchtungen hatten sich bestärkt. Über ihnen, auf der Glasplatte, lauerten bereits die blutgierigen Bestien…

***

Ich lag auf der Couch, wo ich keine Ruhe fand. Immer wieder holte ich mir diesen Alptraum zurück, mit dem praktisch alles begonnen hatte, und zermarterte mir das Gehirn, wo es diese Allee oder das alte Haus wohl geben könnte.

Ich kam nicht darauf. Es war zum Verrücktwerden, denn auch als ich mir die nähere Umgebung meines elterlichen Hauses in Lauder vorstellte, blieb die zündende Idee aus.

Ich hatte dort noch keine Allee gesehen, die zu einem derartigen Haus führte. Ich kannte den Friedhof von Lauder, einige kleine Seen in der Umgebung, die Wälder, aber nicht jeden Winkel.

Wie lange ich auf der Couch gelegen hatte, wußte ich selbst nicht. Aber ich schoß plötzlich so heftig in die Höhe, daß mir das Blut in den Kopf stieg und sich ein leichtes Schwindelgefühl ausbreitete.

Es war die Reaktion auf eine Idee, die mir urplötzlich gekommen war, die mich der Lösung durchaus näherbringen konnte.

Belial hatte meine Eltern mit ins Spiel gebracht. Mir war nicht bekannt, wie und wo er sie für seine Zwecke einspannen wollte, aber sie genau waren das Tüpfelchen auf dem i.

Wieso sollte ich mir den Kopf darüber zerbrechen, ob es in der Nähe von Lauder die Allee und das Haus gab? Das mußten meine Eltern besser wissen.

»Himmel noch mal!« fluchte ich. »Manchmal ist man wie vernagelt.« Die Worte sagte ich, als ich bereits den Hörer in der Hand hielt und die Telefonnummer eintippte.

Es war nicht besetzt, und ich war auch froh, als sich mein Vater meldete. »Ich bin es.«

»John!« Es war wie ein Schrei. »Was haben wir auf deinen Anruf gewartet. Ich weiß jetzt, was deine Mutter gesehen hat und…«

»Vergiß es, Dad.«

»Warum?«

»Bitte, hör mir zu. Es ist von größter Wichtigkeit und kann zur

direkten Lösung des Falles führen. Ich will folgendes von dir wissen. Laß dir bitte Zeit mit der Antwort. Gib sie mir erst, wenn du hundertprozentig sicher bist, daß sie auch stimmt.«

»Okay, mach ich.«

In der folgenden Minute hörte er zu, was ich ihm zu sagen hatte. Ich gab ihm eine exakte Beschreibung des Wegs, den ich im Traum so überdeutlich gesehen hatte, wiederholte noch einmal die wichtigsten Einzelheiten und bat meinen Vater abermals, über die Antwort genau nachzudenken, bevor er sie mir gab.

»Mach ich, Junge, mach ich.«

Ich war aufgeregt. Mein Puls raste. Ich spürte, wie sich meine Nackenhaut spannte und mir ein Gänsehautschauer über den Rücken rann.

Die Zeit wurde lang, obwohl sicherlich nur Sekunden vergangen waren. Ich war unter Zeitdruck. Es mußte einfach eine Antwort erfolgen. Ein Schweißtropfen löste sich von der Stirn und rann über meine linke Wange. Ich wischte ihn nicht weg, denn ich hörte die Stimme meines alten Herrn.

»Die Beschreibung ist ja gut gewesen, John.«

»Sicher. Konntest du denn damit etwas anfangen?«

»Klar.«

Ich war wie elektrisiert. »Gibt es die Allee?«

»Ja, es gibt sie. Sie gehört zwar nicht mehr ganz zum Stadtgebiet von Lauder, aber es ist seltsam. Gerade heute noch haben wir in einer Bürgerversammlung darüber gesprochen. Sie soll unter Naturschutz gestellt werden, außerdem…«

Das interessierte mich nicht. »Wie verhält es sich mit dem Haus, das ich dir beschrieb?« unterbrach ich und stellte schon die nächste Frage.

»Das existiert ebenfalls, John. Es steht tatsächlich ungefähr am Ende der Allee, wo der Wald beginnt. Wir kennen es, und wir haben…«

»Vater!« keuchte ich. »Hör auf, Vater. Es ist gut. Es ist wunderbar. Du hast mich gerettet.«

»Wie meinst du das denn?«

»Das erkläre ich dir heute abend.«

»Wieso?«

»Ich komme.«

»Aber der Weg…«

»Ich weiß selbst, wie weit es ist, Vater. Aber ich nehme ein Flugzeug, und dank gewisser Beziehungen wird in Schottland für mich ein Hubschrauber bereitstehen, der mich zu euch bringt. Erschreckt also nicht, wenn ihr dieses Geräusch hört.«

Mein alter Herr war sprachlos. Er wollte noch so viel sagen, was auch verständlich war, darüber hatte ich schon aufgelegt. Ab sofort zählte wirklich jede Minute.

Ich eilte aus der Wohnung und ging nach nebenan, wo Shao und Suko warteten. Sie sahen es schon meinem Gesicht an, daß ich Erfolg gehabt hatte.

»Wir fliegen«, sagte ich nur.

Das war der Satz, auf den Suko gewartet hatte. »Endlich!« erwiderte er laut, fügte noch etwas hinzu, das ich nicht mehr hörte, denn ich telefonierte bereits mit Sir James, damit er alles dank seiner Beziehungen für eine Blitzreise vorbereitete.

Bestimmt hatte Belial das gewollt. Er würde seinen Willen bekommen, denn kneifen wollte ich nicht…

***

»Was war denn?« fragte Mary Sinclair ihren Mann, als dieser aufgelegt hatte.

»Das war John.«

»Weiß ich doch. Was hat er denn gewollt?«

Horace F. hob die Schultern. Mit einem starren Ausdruck auf dem Gesicht ging er an seiner Frau vorbei und setzte sich auf den Stuhl hinter seinem Schreibtisch.

»Nun sag doch endlich was, Horace! Dein Schweigen macht mich noch nervöser.«

Er hob die Schultern und sagte: »Ich verstehe es nicht.«

»Aber es war doch John.«

»Natürlich.«

»Hing es mit dem zusammen, was ich im Kühlschrank gesehen habe?« Sie wollte auf diese schreckliche Entdeckung nicht detailliert eingehen, war aber etwas enttäuscht, als ihr Mann den Kopf schüttelte.

»Nein, damit hing es nicht zusammen. Er wollte etwas anderes wissen, und ich begreife die Zusammenhänge nicht.« Jetzt schaute er seine Frau direkt an, auch wenn er die Augen etwas verengt hatte. »Kannst du dich an die alte Allee erinnern, die westlich von uns zu einem Haus führt, das an einem Wald steht?«

»Ja, das ist doch ein Lager oder so. Da wohnt schon längst keiner mehr.«

»Eben.«

»Danach hat John gefragt?«

»So ist es.«

»Warum das denn?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Es muß aber wahnsinnig wichtig gewesen sein, denn er wir noch heute bei uns erscheinen. Heute abend wird er hier landen.«

Mary Sinclair war baff erstaunt. »Ähm - hier bei uns. Am Haus oder woanders?«

»Nein, am Haus. Mit einem Hubschrauber. Er wird bis Glasgow fliegen und von dort den Hubschrauber nehmen.«
»Ja, da hast du recht.« Mary wunderte sich noch immer. »Hat er dir nicht gesagt, was es mit dieser Allee und dem alten Haus auf sich hat? Was er dort will?«
»Nein, Mary, aber es muß mit deiner Entdeckung zusammenhängen. John hörte sich an, als säße ihm die Zeit im Nacken.«
»Das wird wohl sein. Nur gut, daß wir den Evertons für heute abend abgesagt haben.« Mary Sinclair schüttelte den Kopf. »Wenn ich nur wüßte, um was es wirklich geht, Horace, wäre mir auch wohler.«
Der Mann stand auf, legte seiner Frau eine Hand auf die Schulter und drückte sie auf einen Stuhl.
»Sieh es anders, Mary. Wir sollten froh sein, daß wir nicht mehr wissen. Da muß ein Spiel laufen, in das man uns leider mit hineingezogen hat, aber ich möchte nicht darin untergehen.«
Mary nickte. »Der Kopf im Kühlschrank«, flüsterte sie. »Johns Kopf. Das Gesicht voller Blut, die Haare ebenfalls. Ich komme damit nicht zurecht. Ich kann das Bild nicht vertreiben.« Sie fing wieder an zu weinen. Noch immer war sie aufgewühlt, obwohl sie schon zwei Beruhigungstabletten eingenommen hatte. »Wer tut so etwas? Außerdem frage ich mich, wie das überhaupt möglich ist.«
»John wird die Lösung finden.«
»Und was hat es mit uns zu tun, Horace?«
»Erwarte keine Antwort, Mary. Ich weiß auch nicht, wie der Kopf in den Kühlschrank gelangt - und wie er wieder verschwunden ist. Ich muß dir einfach vertrauen.«
»Es ist so gewesen!« rief sie. »Ich glaube dir ja.«
Beide blieben in der folgenden Minute still und hingen ihren Gedanken nach. Horace F. Sinclair schaute aus dem Fenster. Hinter dem Glasausschnitt malte sich eine herbstliche Landschaft ab. Der Boden mit den bunten Blättern, die bereits abgefallen waren, weil sie allmählich ihre Kraft verloren.
Hier oben in Schottland verabschiedete sich der Sommer immer etwas früher als im Süden. Daran hatten sich die Menschen gewöhnt, denn sie liebten ihre Heimat so, wie sie war.
Mary lächelte plötzlich. »Ob du es glaubst oder nicht, Horace, irgendwie bin ich beruhigter geworden. Ja, ich bin jetzt froh, daß unser Sohn erscheinen wird.«
»Ich auch.«
Sie streichelte seinen Arm. »Du kannst sagen, was du willst, aber ich brauche jetzt einen Kaffee.«
»Ich ebenfalls. Nur möchte ich ihn etwas verändern und dazu einen Whisky trinken.«
»Tu das.« Mary Sinclair stand als erste auf und machte sich auf den

Weg zur Tür, die nicht völlig geschlossen war. Auf halbem Weg blieb sie stehen und schüttelte den Kopf.

Horace, der sich ebenfalls erhoben hatte und den Whisky aus dem Schrank holen wollte, wurde aufmerksam und wunderte sich. »Ist irgend etwas geschehen, Mary?«

»Ich weiß nicht…«

»Mit dir?«

»Nein.«

»Aber deine Reaktion ist nicht normal.«

»Stimmt.«

Er ging auf sie zu. Als er neben ihr stehenblieb, hörte er ihre schnuppernden Geräusche. »Riechst du etwas?«

»Du nicht?«

»Nein, das ist…«

»Psst!« sagte sie. »Konzentriere dich, Horace. Hier stimmt was nicht, das weiß ich genau. Einen derartigen Geruch habe ich hier im Haus noch nie wahrgenommen. Er ist für mich so schrecklich fremd.«

Sinclair kam noch immer nicht damit zurecht. »Kannst du ihn mir nicht beschreiben?«

»Nein«, murmelte sie. »Das ist zu schwer. Aber ich weiß genau, was ich rieche.«

Er wollte es genau wissen, streckte den Arm aus und öffnete die Tür noch weiter. Horace blieb vor der Schwelle stehen, und es war seinem Gesicht anzusehen, daß auch er den Geruch jetzt wahrnahm.

»Was sagst du jetzt?«

»Da ist tatsächlich was, Mary. Komisch, ein ungewöhnlicher Geruch. Den kenne ich gar nicht.«

»Ich auch nicht. Aber kannst du nicht herausfinden, wonach es hier im Haus riecht?«

Er schüttelte den Kopf »Nein, leider nicht.«

Mary Sinclair schauderte zusammen. »Unheimlich ist mir schon, Horace. Wir leben hier in unseren eigenen vier Wänden und wissen nicht, was hier vorgeht. Es ist so, als hätte jemand von unserem Haus Besitz ergriffen. Einer, den wir nicht kennen, ein Dämon. Der gleiche, der auch den Kopf in den Kühlschrank gelegt hat.«

Sinclair nickte nur.

»Wir können ja verschwinden und uns verstecken.«

»Wo denn?«

»Draußen?«

»Das bringt nichts, Mary.« Er hatte sich wieder gefangen. »Außerdem möchte ich wirklich mal wissen, wonach es hier riecht. Ich weiß nicht, ob du recht hast, wenn du von einem Dämon sprichst. Der riecht sicherlich anders.«

»Wie denn?«

»Weiß ich auch nicht«, flüsterte sie. »Man sagt doch immer, daß sie stinken. Nach Schwefeldämpfen und Moder.«

Ihr Mann winkte ab. »Das sind doch Märchen. Nein, nein, hier riecht es auch nicht schlecht. Mehr klar, als hätte sich die Luft verändert, denke ich.«

»Fast wie bei oder nach einem Gewitter.«

Horace F. blieb stehen und drehte sich so heftig um, daß er beinahe eine Vase von einem Tisch gestoßen hätte, der ziemlich dicht an der Wand stand. Die Vase wackelte schon. Er legte rasch seine Hand dagegen, um sie zu stützen. »Du hast recht, Mary, das riecht so klar wie bei einem Gewitter. Ozongeruch«, murmelte er und nickte sich selbst zu. »Ja, das ist wie Ozongeruch.«

»Sagte ich doch.«

Horace ging weiter. Schnüffelnd jetzt. Mary folgte ihrem Mann auf dem Fuß. Auch sie schnüffelte, und beide irrten sich nicht in der Richtung. Sie wußten nur zu gut, wo sie hinzugeben hatten, denn der Geruch wehte ihnen von der Küche her entgegen.

»Da kocht doch nichts, oder?«

»Nein, nein, nichts.«

»Gut.« Sinclair ging weiter. Er sah auch den Waffenschrank. Die Gewehre standen hinter Glas, und Horace überlegte, ob er sich nicht bewaffnen sollte, bevor er die Küche betrat. Es kam ihm leicht lächerlich vor, sich nur aufgrund eines Geruchs mit einem Gewehr auszurüsten und ins Leere zu zielen.

Die Küchentür war ebenfalls nicht ganz geschlossen. Allerdings konnten die beiden auch nicht in den Raum hineinschauen, weil die Tür beinahe schon ins Schloß gefallen war. Sie lehnte schwach dagegen.

Vor der Tür blieben sie stehen. Horace F. Sinclair drängte seine Frau etwas zurück und wisperte ihr dabei zu, daß er zuerst die Küche betreten wollte.

»Ja, aber sei vorsichtig.«

»Das werde ich schon.« Den Geruch nahmen beide so deutlich wahr, wie nie zuvor. In der Küche schien ein Gerät diesen abzugeben.

Sinclair streckte den Arm aus, faßte gegen das Holz, gab einen leichten Druck und ließ die Tür nach innen schwingen. Sie war schwer, bewegte sich entsprechend langsam, und der Mann bekam Zeit, alles genau zu beobachten.

Sein Blick fiel in die Küche. Immer besser wurde es für ihn. Er überblickte jetzt den Arbeitsbereich.

Die linke Hälfte des Tisches war ebenfalls zu sehen, auch die beiden Stühle - und plötzlich flatterte sein Herz. Er sah etwas, aber er hatte damit auf keinen Fall gerechnet, denn am Tisch saß jemand.

Eine düstere Gestalt, die ihn angrinste.

Es war Belial!

***

Horace F. Sinclair rührte sich nicht vom Fleck. Von einer Sekunde zur anderen kam er sich in seinem eigenen Haus wie ein Fremder vor. Dabei war es der andere Fremde, der dafür gesorgt hatte, daß in diesem Haus die Angst Einzug gehalten hatte. Es ging auch nicht so sehr um die düstere Gestalt. Horace F. Sinclair machte vielmehr zu schaffen, daß es jemand verstanden hatte, in sein Haus einzudringen, ohne daß es von ihm bemerkt worden war. Deshalb hatte er seine Sicherheit für den Moment verloren, und das gleiche galt auch für Mary.

Sie stand hinter ihrem Mann. Den Mund konnte sie nicht mehr schließen. Sie staunte in die Küche hinein, sie sah die schreckliche Gestalt und konnte sich plötzlich vorstellen, daß der Eindringling den Kopf ihres Sohnes in den Händen hielt.

Wer war es? War er ein Mensch? War er ein Dämon? War er ein Todesbote? Er konnte alles und nichts sein. Auch wenn die beiden noch so intensiv nachdachten, der ganzen Wahrheit würden sie kaum näherkommen, denn Fragen zu stellen war ihnen nicht möglich. Sie starrten den unheimlichen Besucher nur an, um jede Einzelheit seines Körpers wahrnehmen zu können.

Er hatte sich fast lässig auf dem Stuhl niedergelassen und die nackten Beine übereinandergeschlagen. Der Blick war auf die Tür und die beiden Menschen gerichtet. Er schaute sie aus unheimlichen, kalten, dunklen und zugleich trüben Augen an. Das lange, aschgraue Haar umrahmte den Kopf.

Dieser Fremde verbreitete eine Atmosphäre, die beide Sinclairs schaudern ließ, und der ungewöhnliche Geruch kam ihnen plötzlich beißend vor.

Die Gestalt trug keinen Faden Kleidung am Leib. Sein Körper war nicht unbedingt muskulös, er wirkte aber auch nicht mager, einfach normal. Die nackte Haut sah heller aus als das Gesicht mit den grauen Falten. Auf der Brust jedoch wuchsen ebenfalls graue Haare so dicht wie ein Fell.

Und noch etwas irritierte die Sinclairs. Über beide Schultern hinweg schauten zwei relativ spitze Gegenstände, beinahe wie Segel, nur dunkler. Grau, blau und schwarz schimmerten sie, besetzt mit einem leicht glänzenden Muster, das durchaus von Federn stammen konnte, die schichtweise übereinandergelegt worden waren.

Eine Waffe trug er nicht bei sich. Allein seine Anwesenheit hier im Haus war für die Sinclairs Waffe und Drohung genug. Sie wußten, daß sie gegen diese Gestalt mit dem harten, aber auch gleichzeitig etwas traurigen Gesichtsausdruck nicht ankamen. Im Prinzip wirkte er so

wie jemand, der unter einer schweren Last zu leiden hatte.
Horace F. Sinclair erinnerte sich daran, daß er in diesem Haus der Herr war. Er wollte sprechen, dieses Wesen zumindest etwas fragen, aber er brachte keinen Ton hervor, geschweige denn ein Wort. Irgend etwas hatte in seiner Kehle die Stimmbänder zusammengeschnürt.
Dafür sprach der Besucher. »Ich weiß, wer ihr seid…« Er ließ seine ersten Worte wirken, und die Sinclairs waren auch über seine Stimme etwas schockiert. Sie hörte sich bizarr an, nicht laut oder grollend, sondern so, als wäre bei jedem Wort knisternde Elektrizität, die sich in Funken entladen hatte, über die Stimmbänder gehuscht. So hatten sie noch nie jemanden sprechen hören.
»Was willst du? Willst du wieder den Kopf meines Sohnes in den Kühlschrank legen?« Diesmal hatte Mary gesprochen und sich dabei über sich selbst gewundert.
Belials dünne Lippen zuckten nur. Wahrscheinlich sollte es ein Lächeln sein. »Ja, ich bin es gewesen. Es stimmte, oder stimmte es nicht? War der Kopf vorhanden?«
»Ich habe ihn gesehen!« behauptete Mary.
Belial nickte. »Ja, du hast ihn gesehen.« Er korrigierte sich gleich selbst. »Vielleicht hast du ihn gesehen. Nicht alles, was man sieht, stimmt. Es kann gelogen sein, es kann der Wahrheit entsprechen, aber sagt eurem Sohn nur, daß ich auf ihn warte.«
»Und wenn er nicht kommt?«
»Er macht das schon.«
»Wir könnten ihm auch abraten…«
Belial stand auf. Wegen dieser Bewegung hatte Mary nicht mehr weitergesprochen. »Sagt ihm, daß er noch zwei Frauen vermißt. Er soll an sie denken, sagt ihm das.« Der düstere Todesbote ging auf das Fenster zu. Beide Sinclairs rechneten damit, daß er es öffnen würde, aber das tat er nicht. Er blieb nur für einen winzigen Moment vor der Scheibe stehen, dann streckte er den rechten Arm aus, berührte das Glas - und faßte hindurch, denn es zerbrach nicht.
Der Hand und dem Arm folgte der Körper, und einen Augenblick später hatte Belial das Hindernis hinter sich gelassen.
Ob er vor dem Haus stehenblieb oder über dem Boden schwebte, konnte keiner der beiden Beobachter sagen. Jedenfalls blieb er nicht lange an diesem Fleck. Seine Flügel auf dem Rücken bewegten sich und klafften dabei auseinander.
Staunend und sprachlos schauten der Mann und die Frau zu, wie sich ihr unheimlicher Gast vom Boden erhob und gegen die herbstliche Bläue des Himmels schwebte.
Erst als er nicht mehr zu sehen war, auch nicht als Punkt, fanden die Sinclairs die Sprache wieder.
»Horace, ich denke, wir haben hier ein Märchen erlebt.«

»Nein, nein, Mary, das war kein Märchen«, protestierte er mit kratziger Stimme. »Das war eine Tatsache. Wir haben auch nicht geträumt, es ist alles so geschehen, wie wir es mit unseren eigenen Augen gesehen haben. Er ist, er ist…«

»Ein Wunder?«

Horace legte seinen Arm um Mary. »Wenn das stimmen sollte, ist es ein böses Wunder.«

»Das wir überlebt haben, Horace.«

»Richtig. Wir sind auch nur Vermittler. Du hast ja gehört, was uns mitgeteilt wurde. Wir sollen John sagen, daß er auf ihn warten wird, und wir werden es ihm sagen.«

»Wenn er kommt. - Er muß einfach kommen, Horace. Er kann es sich nicht leisten, einen Rückzieher zu machen. Dieser Unheimliche sprach von zwei Frauen. Damit kann er unseren Sohn locken.«

»Ja, du hast recht«, sagte der ehemalige Anwalt. Er ging jetzt in die Küche und starrte durch die Fensterscheibe nach draußen. Nach einer Weile murmelte er: »Wenn das die Engel sein sollten, möchte ich mit ihnen nie etwas zu tun haben.«

Mary gab darauf keine Antwort. Sie sagte statt dessen: »Ich habe uns vorhin einen Kaffee versprochen. Möchtest du noch immer?«

Horace drehte sich um. »Ja, meine Liebe, den möchte ich noch immer.« Dann ging er, um den Whisky zu holen. Den hatten sich jetzt beide verdient, wie er meinte.

***

Die Bluthunde lauerten noch immer und hockten wie zum Angriff bereit auf der Glasplatte. Es waren keine zwei, sondern jetzt vier, die sich da oben zusammendrängten und ab und zu aus der Finsternis geholt wurden, wenn die Frauen mit ihren angeknipsten Feuerzeugen in die Höhe leuchteten.

Die meiste Zeit über standen sie im Dunkeln zusammen. Ähnlich wie Tiere auf der Weide, sehr dicht, sich hin und wieder berührend, als wollten sie sich gegenseitig Wärme und Schutz geben. Das reichte natürlich nicht. Ab und zu sprachen sie miteinander, um sich gegenseitig Mut zu machen.

Sie flüsterten, sie richteten sich auf, und dabei kam die Rede immer wieder auf John Sinclair.

»Er wird uns finden!« behauptete Glenda. »Ich weiß es. John wird uns in diesem Loch finden.«

Jane hatte zugehört. Sie kannte die Worte schon. Auch jetzt war sie davon nicht zu überzeugen gewesen, was sie auch durch ein bitter klingendes Lachen ausdrückte. Danach fragte sie: »Wie denn, Glenda? Wie soll er uns hier finden? Du machst dir doch selbst etwas vor, wenn du immer wieder davon anfängst.«

»Irrtum, das mache ich nicht.«
»Kannst du mir deinen Optimismus erklären?«
»Er kennt sich aus, Jane.«
»Hier? Hier soll er sich auskennen?«
»Ja, denn er hat geträumt. Er hat dieses Verlies im Traum gesehen, Jane. Er wird den Weg auch finden. Und es ist kein Traumgebilde, wie er und ich zunächst annahmen, es existiert wirklich. Dieses Verlies ist existent, da kannst du sagen, was du willst. Alles ist hier klar, verstehst du?«
»Nein. Aber ich werde nichts mehr sagen. Dir hat er seinen Traum erzählt. Ihr seid ja zusammen gewesen.« Die Detektivin fügte nichts mehr hinzu, und auch Glenda ging nicht auf die Bemerkung ein. Sie wußte selbst, daß sich Jane darüber ärgerte. Beide Frauen standen in einer gewissen Konkurrenz zueinander, noch immer, mußte man sagen. Daran hatten auch die zahlreichen Jahre nichts geändert, eine gewisse Eifersucht schwelte noch immer, auch wenn sie früher einmal stärker gewesen war und die beiden sich jetzt arrangiert hatten. Über Details jedoch redeten sie nie. Da wollte keine von der anderen wissen, was da genau geschehen war. Das war auch besser so.
Jane hakte sich trotzdem an diesem Thema fest. »Wie kannst du sicher sein, daß er dieses Haus findet?«
»Ich rechne damit.«
»Er weiß nicht mal, wo er anfangen soll zu suchen, Glenda. Nein, du machst dir etwas vor.«
In der Dunkelheit war nicht zu sehen, daß Glendas Gesicht rot anlief. Sie ärgerte sich über Janes Bemerkungen. Sie ging ihrer eigenen Logik nach und sprach diese auch aus. »Ich will dir etwas sagen, Jane. Man hat uns beide geholt. Dafür muß es einen Grund geben. Ich denke auch, daß ich ihn kenne.«
»Dann sag ihn.«
»Wir sind Geiseln. Ich gehe davon aus, daß wir auch als Lockvögel eingesetzt werden. Wenn John hier erscheint, hat dieser unheimliche Engel freie Bahn. Dann hat er sein Ziel erreicht, und damit ist auch ein Alptraum zur Wahrheit geworden, wenn auch in etwas veränderter Form.«
»Wie meinst du das?«
»Denk an den Traum, Jane.«
»Daran denke ich immer.« Sie atmete zischend.
»Moment. Er hat uns gesehen. Wir lagen mit durchschnittenen Kehlen hier auf dem Boden. Unsere Körper waren nackt. Man hat uns zudem gefoltert, und das ist glücklicherweise nicht eingetroffen. Für ihn muß es schrecklich gewesen sein, uns in dieser Lage zu sehen. Ich habe mit John geredet, als er noch unter dem Eindruck des Traums stand. Das war kein Spaß, Jane.«

Die Detektivin schwieg. Sie mußte ihrer Leidensgenossin recht geben, ein Spaß war es sicherlich nicht gewesen, und auch sie konnte nur hoffen, daß sich dieser Teil des Traums nicht erfüllte.

Es gab nichts um sie herum, was die Dunkelheit erhellt hätte. Die Finsternis setzte sich aus zahlreichen Schatten zusammen, der zu einem dichten zusammenfloß. Er lag überall. Er kroch in jeden Spalt, in jede Ritze hinein. Er klebte an ihrem Körper. Er hatte sich an den Wänden festgesetzt. Es gab in ihm keine Lücke, durch die ein Lichtfunke gedrungen wäre, er war einfach nur finster.

Sie warteten weiter. Die Nervenbelastung nahm zu, was möglicherweise auch an dieser Stille lag, die in den vergangenen Minuten nicht durch irgendwelche Aktivitäten der Bluthunde über ihnen unterbrochen worden war. Dennoch gingen sie davon aus, daß die Hunde vorhanden waren. Sie lauerten nach wie vor über ihren Köpfen, aber sie verhielten sich still, als wären sie eingefroren.

Bis das Knurren erklang!

Beide Frauen hatten es zugleich gehört, und Jane machte Glenda durch einen Zischlaut darauf aufmerksam.

»Ja, sie sind noch da.«

»Sollen wir leuchten, Glenda?«

»Und dann?«

»Ich habe das Gefühl, daß etwas passieren wird. Das liegt einfach in der Luft. Da hat sich etwas verdichtet, ich spüre es genau. Es wird was passieren, Glenda.«

»Warte noch.«

»Nein, nicht mehr. Auch wenn jemand kommen wird, um uns die Kehlen durchzuschneiden. Ich muß es wissen, verdammt! Ich will nicht mehr in dieser Dunkelheit stehen.« Jane hielt bereits das Feuerzeug in der hochgereckten Hand. Sie schaltete es ein, die Flamme stand über ihrer Hand und warf den Lichtschein nach oben, der sich an der unteren Seite der Glasplatte abmalte.

Da er dort einen helleren Kreis bildete und deshalb für eine gewisse Durchlässigkeit sorgte, konnten beide erkennen, was dort über ihnen ablief, und es machte ihnen sicherlich keine Freude, dies beobachten zu müssen.

Die vier Bluthunde waren unruhig geworden. Zwar blieben sie noch in der Nähe dieser dicken Scheibe, aber sie hatten sich in verschiedene Richtungen gewandt, und ihre Körper fielen als kompakte Schatten auf die Oberfläche.

Hinzu kamen das Knurren und das Bellen. Die Frauen verstanden deren Botschaft sofort.

»Da kommt jemand«, sagte Glenda. Sie war dicht an Jane herangetreten und hatte auch den Kopf in den Nacken gelegt, damit sie gegen die Unterseite der Glasplatte blicken konnte. »Sonst würden

sich die Bestien anders verhalten.«

»Leuchte du mal.« Jane knipste ihr Feuerzeug wieder aus, denn die Flamme war bereits zu nahe an ihre Haut herangekommen.

Glenda übernahm das Leuchten. Diesmal sahen sie etwas. Zwei Hunde huschten über die Klappe hinweg und sprangen kurz danach in die Höhe. Die Frauen bekamen mit, wie sich ihre Körper aufrichteten, aber nicht wieder auf die Pfoten zurückfielen, denn die beiden stützten sich an irgendeinem Hindernis ab.

Zunächst war es nicht zu erkennen. Aber das Hindernis bewegte sich plötzlich.

Zwei Beine waren zu sehen. Nackte Beine.

Er war da!

Und vier Hunde umtanzten ihn, als er mitten auf der Platte stehenblieb und in die Tiefe schaute.

Sein graues Gesicht schwamm über dem Glas. Die Bestien freuten sich wahnsinnig. Sie stemmten sich gegen ihn. Aus ihren geöffneten Mäulern huschten die breiten Zungen hervor und leckten die Gestalt ab.

Der hatte nichts dagegen. Ab und zu streichelte er das dicke Fell auf den kompakten Körpern. Auch fuhr er über ihre Köpfe hinweg, ohne allerdings seine Haltung zu verändern, denn er schaute durch das Glas hinunter in die Dunkelheit, wo seine Geiseln auf ihn warteten.

Schließlich hatte er genug von den Liebkosungen seiner Tiere. Er scheuchte sie weg, trat selbst zurück, bückte sich und faßte mit seinen Händen etwas an, das Jane und Glenda nicht genau erkennen konnten. Zudem mußte auch Glenda ihre Flamme löschen, da sie sonst die Haut angebrannt hätte.

Der Dämon öffnete die Klappe. Nicht schnell, er ließ sich dabei Zeit, und so wurden die Geräusche dort oben intervallweise lauter. Sie hörten das Hecheln, das Kratzen, das Bellen, das Schaben der Pfoten, sie nahmen einfach alles war, und es waren Laute, die ihnen durch Mark und Bein gingen.

Dann sahen sie Licht.

Wie und woher es plötzlich gekommen war, konnten sie im ersten Moment nicht sehen. Jedenfalls war es da, und der Schein huschte wie ein silbriges Gespinst durch die Finsternis, bis er die beiden Frauen traf, die durch das helle Licht geblendet wurden.

Sie zwinkerten mit den Augen, sie wollten wegschauen. In ihrem Innern schrie zudem alles nach Flucht, weil sie auch damit rechnen mußten, daß jetzt, wo die Bahn frei war und keine Glasplatte mehr den Weg versperrte, sich die Hunde nach unten stürzen und über sie herfallen würden.

Das taten sie nicht.

Auch das Licht wanderte weiter. Aber es blieb in einer Entfernung,

die die Umgebung der Frauen erhellte. Sie konnten nichts anderes tun, als zu warten, und sie bekamen genau mit, wie sich über ihnen jemand bewegte. Diesmal waren es keine Hunde. Neben der Luke ließ sich eine Person nieder und schaute in die Tiefe.

»Wie geht es euch?« Die Häme schwang in seiner Frage mit. Er genoß den Anblick der Frauen, er nickte ihnen zu und sprach weiter, da er keine Antwort erhalten hatte. »So wird sich dann der Fluch des Belial erfüllen. Ich weiß, daß ich alles richtig gemacht habe. Die Spur ist gelegt worden, und sie endet an einem Köder mit eurem Namen.« Plötzlich kicherte er. »Das ist die Wahrheit, das ist nicht mal eine Lüge. Es ist die reine Wahrheit.« Er hatte seinen Spaß und rieb sich die Hände. »Bald sind die Ziele erreicht, bald wird er kommen.«

»Wer denn?« rief Jane.

»Euer Freund!«

»John Sinclair?«

Belial nickte. »Ja, John Sinclair. Und ich freue mich auf ihn, wie ich mich noch nie auf jemanden gefreut habe.« Er hob seine Arme, schnickte mit den Fingern, wobei dieser Befehl den vier Bluthunden galt, denn sie drängten sich plötzlich vor, um so schnell wie möglich den Rand der Öffnung zu erreichen.

Es hatte seinen Grund.

Belial schaffte ihnen Platz, als er sich zurückzog. Sie aber stießen sich ab und sprangen in die Tiefe, den beiden Frauen entgegen…

***

Es hatte alles wunderbar geklappt, als hätte jemand im Hintergrund Regie geführt. Der Hubschrauber war in der Nähe meines elterlichen Hauses gelandet, aber ich hatte mich nicht lange mit der Begrüßung aufgehalten, sondern war sofort zur Sache gekommen, auch wenn es meiner Mutter nicht so recht gepaßt hatte.

Mein Vater sollte uns den Weg erklären, der uns zu dieser Allee und dann zum Haus führte. Auch er hatte Mühe, sich auf das Thema zu konzentrieren, aber er wußte auch, daß die Zeit drängte, denn es dämmerte bereits.

Auf einem Blatt Papier zeichnete mir mein Vater den Weg auf. Wir umstanden dabei den viereckigen Tisch in der Küche. Der Pilot war wieder gestartet. Im Hintergrund klapperte Geschirr, weil meine Mutter für uns Kaffee gekocht hatte.

Während der alte Herr zeichnete, gab er einige Erklärungen ab. Mein Freund Suko und ich hörten zu, und mir kam in den Sinn, daß ich diese Gegend kannte.

»Ja, da war ich schon mal.«

»An diesem Weg, John?«

»Nein, das nicht. Aber ich kann mich erinnern, zumindest in der

Nähe vorbeigefahren zu sein.«

»Lassen wir es dabei, John. Jedenfalls endet diese Allee an einem Wald, und dort findest du auch das alte Haus, das unbewohnt ist.«

»Gut, Dad. Andere Frage. Wer hat je darin gewohnt? Oder stand es schon seit Jahren leer?«

»Ja, es stand schon lange leer. Ich hatte aber keine Zeit, mich danach zu erkundigen. Das Haus hat als Lagerplatz gedient, vielleicht auch als Scheune für Winterfutter, aber so genau kann ich dir das nicht sagen. Außerdem liegt es einfach zu abseits, als daß es für irgendwelche Menschen interessant hätte sein können. Jedenfalls hat man sich darum nicht gekümmert.«

Ich nickte gedankenverloren, während meine Mutter die gefüllten Tassen auf den Tisch stellte und zumindest von Suko ein »Danke« hörte, während Vater und ich doch zu sehr in Gedanken versunken waren.

»Zufrieden?« fragte er.

»Ja.«

»Gut, dann werde ich euch hinbringen, und…«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage!« unterbrach ich ihn. »Diese Sache werden Suko und ich allein angehen.«

Jetzt mischte sich auch meine Mutter ein. »Auf keinen Fall wirst du fahren, Horace!«

Ärger wallte in Sinclair hoch. »Ich habe auch nicht gesagt, daß ich bis zum Haus mitgehen werde. Nur bis in die Nähe. Oder sollen sich die beiden die Hacken ablaufen?«

»Ja, ja, schon gut.« Meine Mutter winkte ab. Ich wollte sie trösten und nahm sie in den Arm. Sie hatte einiges durchgemacht. Den blutigen Kopf ihres Sohnes in einem Kühlschrank zu sehen und ein Treffen mit Belial zu erleben, war nicht jedermanns Sache.

»Wenn wir wieder hier sind, Mutter, können wir über alles reden. Dann werden wir dir auch gewisse Dinge erklären. Wir bleiben über Nacht hier, aber wir werden, so hoffe ich, vier Personen sein. Die beiden Frauen müssen wir herausholen.«

»Hoffentlich sind sie nicht tot.«

Daraufhin sagte ich nichts. Ebenso wie Suko griff ich nach der Kaffeetasse, die größer war als die üblichen, und probierte die ersten Schlucke. Der Kaffee schmeckte mir.

Zur Hälfte leerten wir die Tassen, dann wurde es Zeit für uns. Mein Vater zog sich noch die Jacke über und setzte die Mütze auf. Als er ein Gewehr aus dem Schrank holte, protestierte meine Mutter, doch er ließ sich nicht beirren. »Wer weiß, wann ich es gebrauchen kann.«

»Aber du gehst nicht mit zum Haus?«

»Nein!«

Draußen war es empfindlich kühl geworden. Zudem wehte von den

Bergen im Norden ein ziemlich scharfer Wind, als wollte er den Geruch der Arktis mitbringen.

Bevor ich in den Geländewagen stieg, drehte ich mich um. Meine Mutter winkte uns nach. Sie stand vor dem Haus und sah etwas verloren aus. Auch mein Lächeln würde sie kaum aufheitern können.

Suko hatte auf dem hinteren Sitz seinen Platz gefunden. Ich saß neben meinem alten Herrn, der startete und dann mit mir über die Vorwürfe sprach, die er sich machte, weil er seine Frau für eine Weile allein gelassen hatte.

»Das hättest du nicht wissen können, daß so etwas eintritt«, sagte ich.

»Stimmt, John, aber ich denke nun mal so.«

Natürlich wollte er wissen, um was es genau ging. Das konnte ich ihm auch nicht sagen, sondern sprach mehr von einer Abrechnung, die es zwischen uns und Belial geben würde.

»Ist er tatsächlich ein Engel, John?«

Die Frage war gut, aber die Antwort fiel mir nicht leicht. Ich schaute aus dem Fenster, wo die Landschaft vorbeizog wie ein Film, der nicht sehr scharf fokussiert war. Die Trennungen zwischen Wiesen und Wäldern waren nicht mehr so, wie man sie sich hätte vorstellen müssen, und über dem Boden krochen die ersten frühabendlichen Dunstschwaden. Der Herbst meldete sich an, er würde nicht mehr aufgehalten werden können.

Mein Vater hatte von einer Fahrtdauer von ungefähr zwanzig Minuten gesprochen. Die unterschritten wir, denn eine Abkürzung brachte Zeitgewinn. Als wir dann, diesen schmalen Feldweg verließen und über einen schmalen Steg rumpelten, erreichten wir genau die Straße, die ich schon in meinen Träumen gesehen hatte, denn vor mir lag die Allee.

Mein Vater hatte angehalten. Er wußte wohl, was in mir vorging. Auch Suko sagte nichts.

Ich schaute durch die Scheibe auf die Straße, nickte, ohne zuvor etwas gesagt zu haben, und merkte, wie sich in meinem Innern etwas zusammenzog.

Mich überkam schon ein seltsames und kaum zu beschreibendes Gefühl, das zu sehen, was ich durch den Traum schon kennengelernt hatte: die Allee.

Ich stieg aus.

»Alles Gute, John, und auch dir, Suko.«

»Danke.«

Nach dem Zuschlagen der Türen wurde es still um uns herum. Einige Schritte ging ich nach vorn, bis ich die ersten Bäume erreicht hatte, und blieb dort stehen.

»Stimmt alles?« fragte Suko.

»Bis jetzt schon.«
»Willst du noch warten?«
»Nein, laß uns gehen.«
Hinter uns ließ mein Vater wieder den Motor an. Er fuhr zurück und wendete, als er eine etwas breitere Stelle entdeckt hatte. Da aber blieb er stehen, stieg aus und rief uns zu, daß er hier auf uns warten würde. Meine Mutter hätte dazu zwar ihre eigene Meinung gehabt, ich aber konnte es ihm nicht verbieten.
Suko war bereits vorgegangen. Ich erreichte ihn schnell, und so gingen wir nebeneinander her.
Ob in meinem Traum der Wind geweht hatte oder nicht, das wußte ich nicht. In diesem Fall - in der Realität - kriegte ich alles mit. Den Wind, die Gerüche, das Rascheln des noch an den Zweigen und Ästen hängenden Laubs. Wir sahen auch hin und wieder die dunkler gewordenen Blätter herabfallen.
Manchmal bewegten sich auch die dünnen Zweige der Pappeln wie zittrige Arme eines Körpers, der von einem Kälteschock getroffen wurde.
Weitergehen.
Keine Pause machen.
Auch nicht mehr zurückdenken!
Das war leichter gesagt, als getan. Immer wieder verglich ich die Wirklichkeit mit meinem Traum und stellte fest, daß die Realität dem Traum immer näher kam.
Es lag daran, daß sich auch die Dämmerung nicht mehr zurückhalten konnte. Allmählich wurde es düster. Die Wolken ballten sich zusammen. Aus Richtung Osten schoben sie sich als graue Schieferschicht näher, um dem Himmel ein neues Kleid zu geben.
Wenn ich das Rascheln der Blätter vernahm, dann hörte es sich für mich an, als wären geisterhafte Stimmen dabei, sich etwas zuzuflüstern.
Die Straße war glatt, schmal und von Bäumen gesäumt. Tiere waren nicht zu sehen. Stille umgab uns. Und weiter vorn, wo die Allee endete und auch das Haus stehen mußte, sahen wir einen düsteren Schatten, den Wald.
Suko hatte bisher geschwiegen. Bevor er eine Frage stellte, schaute er mich an, als wollte er sich davon überzeugen, daß er auch nicht störte. »Ist es so, wie du es in deinem Traum erlebt hast, John?«
Ich nickte nur. »Und trotzdem ist etwas anders.«
»Wegen der nicht vorhandenen Dunkelheit?«
»Ja.«
»Das dachte ich mir. Aber was fühlst du? Ich kann mich erinnern, daß du im Traum sehr gelitten hast…«
Beinahe hätte ich aufgelacht, verschluckte die Reaktion im letzten

Augenblick und hob die Schultern. »Es ist zwar nicht mehr der große Druck vorhanden, aber wohl fühle ich mich nicht. Da tut sich was, ich weiß es. Ich spüre es in meinem Körper.«

»Angst?«

»Keine Ahnung.«

»Spannung.«

»So ähnlich.«

Wir gingen weiter. Die Blicke waren nach vorn gerichtet, und Suko meinte, während über uns die Schatten der Bäume hinwegwischten »Vielleicht sollten wir schon jetzt über einen Plan nachdenken, wobei ich meine, daß er im großen und ganzen ja feststeht, nur um die Details sollten wir uns kümmern…«

Er wartete auf meine Antwort, aber ich wollte, daß er weitersprach und sagte es ihm auch.

»Gut, es geht um Belial. Ich bin damals nicht dabeigewesen, als du und Raniel ihn zurückgeschlagen habt. Es steht doch fest, daß wir ihn zu einer Lüge verleiten müssen, wobei er davon überzeugt sein muß, die Wahrheit gesprochen zu haben. Oder?«

»Genau das ist richtig.«

»Okay. Und hast du schon darüber nachgedacht, wie wir es denn anstellen sollen?«

»Noch nicht.«

Suko ließ nicht locker. »Vielleicht könnten wir beide ihm etwas vorspielen. Ihn dazu bringen, daß er lügt. Und was ist eigentlich mit deinem Kreuz, John?«

»Ich werde es einsetzen müssen. Nach der Lüge, wie schon einmal, und ich weiß auch, welche Kräfte ich möglicherweise dabei heraufbeschwören kann.«

»Luzifer?«

»Ja.«

»Schon gut«, sagte Suko, »lassen wir es darauf ankommen. Hoffen wir, daß wir auch Jane und Glenda dort vorfinden.« Er bezog sich auf das Wort dort, denn er hatte seinen Arm nach vorn gestreckt und wies dorthin, wo die Allee ihr Ende gefunden hatte und sich die Schatten vor, neben und hinter dem Haus ausbreiteten, das dastand, als wäre es extra für uns gebaut worden.

Ich drehte mich um und schaute den Weg zurück, der mir jetzt enger vorkam. Als hätten sich die Bäume rechts und links bewegt, um aufeinander zuwachsen zu können. Der Untergrund war zudem noch dunkler geworden und glänzte leicht.

Allein waren wir. Umgeben von Einsamkeit, durch die der kühle Wind fuhr.

Kein Licht leuchtete in der unmittelbaren Nähe des Hauses und auch nicht in seinem Innern. Es blieb in der grauen Dämmerung stehen, als

wollte es sich gegen alle Unbillen der Natur verteidigen.

Es bestand aus Lockung und Warnung zugleich. Lockung für einen, der Bescheid wußte, Warnung für eine fremde Person, sich auf keinen Fall dem Haus bis in Reichweite zu nähern.

»Bleiben wir zusammen, John?«

Ich kam nicht dazu, eine Antwort zu geben. Sukos Frage hatte mich überrascht, was normalerweise wohl kaum der Fall gewesen wäre, aber hier steckte ich tief in Gedanken und Erinnerungen.

»He, willst du nicht reden?«

»Doch, schon ja, ich habe nur an etwas anderes gedacht. Du hast von einer Trennung gesprochen?«

»Sicher.«

Ich blieb stehen und dachte darüber nach. Schließlich stimmte ich durch mein Nicken zu. »Okay, ich werde den normalen Weg nehmen. Vielleicht kannst du auf einem anderen ins Haus gelangen.«

»Das packe ich.« Suko schaute sich noch einmal um, bevor er mich verließ. Ob er allerdings einen Beobachter entdeckt hätte, war fraglich, denn in der Nähe des Hauses gab es einfach zu viele Verstecke. Auch zwischen den Pappeln wuchs mittlerweile dichtes Unterholz.

»Wir machen keine Uhrzeit ab«, sagte mein Freund, bevor er mir auf die Schulter schlug. »Dann halte dich mal tapfer.«

»Du auch.«

Er grinste. »Wir werden Belial die Lügen austreiben, darauf kannst du dich verlassen.«

Es waren seine letzten Worte, bevor er sich nach rechts in das Unterholz schlug. Auch die dabei entstehenden Geräusche verklangen sehr schnell, und ich stand allein vor dem Haus…

***

Ja, allein!

Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn ich fühlte mich plötzlich wie von aller Welt verlassen.

Ohne es recht zu wollen, dachte ich wieder an meinen Traum aus der vergangenen Nacht. Die Erinnerung schob sich plötzlich vor, als wollte sie mich überschwemmen und mir den Blick für die Realität nehmen.

Daß es noch dunkler um mich herum wurde, bildete ich mir wahrscheinlich nur ein. Aber es lag tatsächlich an der Erinnerung, und ich konzentrierte mich wie schon im Traum einzig und allein auf das Haus und auf seine Eingangstür, die für mich offenstand.

Dahinter war nichts Konkretes auszumachen. Dort ballte sich graue Welt zusammen, die all den Schrecken versteckt zu halten schien, den sich ein menschliches Gehirn nur ausdenken konnte.

Nichts zeigte sich mir. Es blieb unbedingt still. Kein Laut, kein

Zischen, kein Flüstern, nicht die geringste Aufforderung, das Haus zu betreten, und trotzdem war es für mich wie ein Magnet.

Auch wenn ich es gewollt hätte, es wäre mir nicht mehr möglich gewesen, mich zu drehen und den Weg zurückzulaufen, den ich gekommen war. Es blieb nur der eine, der Weg zum Haus.

Also weiter.

Schritt für Schritt nach vorn. Meter für Meter einem unheimlichen Verhängnis entgegen. Einer Folterkammer, in der ich Jane Collins und Glenda Perkins nackt und tot am Boden hatte liegen sehen.

Diesen Anblick konnte ich einfach nicht vergessen. Er hatte sich in mein Gedächtnis hineingegraben, er war wie ein Alptraum, der nie mehr von mir weichen würde.

Belial wartete auf mich. Belial, der Engel der Lügen, hielt dieses Haus besetzt. Einer, der das Licht haßte, der bereits der Bruderschaft der Essener in Qumran bekannt war, denn sie kannten ihn als Engel der Finsternis.

Er hatte überlebt. Er war aus seinen Sphären zurückgekehrt und würde mir bald wieder gegenüberstehen.

Diesmal konnte ich nicht auf die Hilfe des Gerechten vertrauen, ich war allein.

Das Haus rückte näher.

Es war noch dunkler als die Umgebung, die erst allmählich von der Dämmerung erfaßt wurde. Es strahlte etwas ab, das ich bereits in meinen beiden Träumen erlebt hatte. Etwas Böses, Kaltes, als hätte sich der Atem Luzifers zwischen diesen Wänden gefangen. Das Dach war ebenfalls düster und lag da wie eine schiefe Platte.

Doch jetzt, wo ich noch näher an das Haus herangekommen war, da entdeckte ich auch tief in seinem Innern diesen öligen, gelben Fleck, den ich ebenfalls von meinem Traum her kannte.

Licht…

Gelbliches Licht. Von einer einzigen Quelle nur gespeist. Ein fernes und doch nahes, unheimliches Leuchten, wie vom Auge eines Zyklopen abgegeben, der sich in der Dunkelheit versteckt hielt.

War dort das Ziel? Wartete er auf mich? Hielt Belial dort seine Geiseln versteckt?

Ich überschritt die Schwelle.

Wie schon einmal, wie im Traum. Nur konnte ich jetzt meine Handlungen selbst bestimmen und mußte mich nicht von einer anderen Kraft leiten lassen.

Der Eingang war ein Rachen, der mich verschluckt hatte. Ich schaute mich um, nachdem ich stehengeblieben war. Die Beretta trug ich bei mir und auch das Kreuz, das ich jetzt von seinem Platz an der Brust löste und es auf die offene Handfläche legte. Ich suchte nach einer Reaktion, ich hoffte, daß es sich erwärmte und mir klarmachte, welch

böse Kraft sich in meiner Nähe aufhielt, aber diesmal ließ es mich im Stich. Ich legte die Finger um das Kreuz.

Kälte, keine Wärme!

Das Kreuz war kalt geworden. So kalt, wie ich es selten oder noch nie erlebt hatte. Als hätte es zuvor im Kühlschrank gelegen. Ich fing an zu zittern, denn ich befürchtete, daß ihm mit meinem Eintreten in dieses Haus die Kraft genommen worden war, was auf die Herrschaft eines der mächtigsten Engel zurückzuführen war. Es war der Engel des Bösen, das absolut Böse überhaupt.

Luzifer!

War das hier seine Welt? Würde ich ihn sehen? Würde er mir sein schreckliches Gesicht zeigen, in dem es einfach nur glatt war. Kalt wie Metall, Augen, die kein Gefühl kannten, die es aber schafften, jeden Menschen, der in sie hineinblickte, zu Boden sinken zu lassen.

Ich wollte mich von diesen Gedanken befreien, was mir nicht gelang. Latent blieben sie im Hintergrund, und in den Vordergrund rückte wieder das bedrückende Gefühl der Angst, von allen verlassen worden zu sein. Auch das war typisch für das Böse. Diese Einsamkeit des Menschen, das völlige Verlassensein, eine Umgebung ohne Gott. Das Schlimmste, was einem seelisch widerfahren konnte.

Hier merkte ich es. Nicht so hart, aber zumindest im ersten Stadium, und bereits das bereitete mir Probleme.

Es war wie im Traum. Um das Licht zu erreichen, mußte ich mich nach rechts wenden, wo es stand und sehr ruhig brannte. Es drang von unten hoch, und ich wußte auch, wen ich dort finden würde.

Trotzdem ging ich weiter. Dieses war kein Alptraum mehr. Ich befand mich in der Realität. Ich konnte nicht aufwachen und würde auch keinen warmen Frauenkörper neben mir spüren. Hier mußte ich durch. Ganz allein, denn auf Suko konnte ich mich vorläufig nicht verlassen.

Ich ging gebeugt wie unter einer schweren Last. Die Luft um mich herum schien mit dem Gewicht unheimlicher Dämonen gefüllt zu sein, und meine über den Boden hinweggleitenden und leicht schlurfenden Schritte hörten sich an, als wären diese unsichtbaren Dämonen dabei, zu stöhnen und zu ächzen.

Das Licht blähte sich auf. Es wirkte nicht so künstlich und konnte durchaus von einer Kerze stammen.

Die Luke schimmerte bereits.

Viereckiges Glas.

Darunter das Licht einer Laterne, in der zwei Kerzen steckten. Ihr Schein erreichte noch schwach den Boden.

Vor der Luke blieb ich stehen. Sie war offen. Ich konnte in die Tiefe klettern, doch ich ließ es bleiben, denn die Szene dort unter mir hielt mich davon ab.

Ich hatte Jane und Glenda gefunden.
Nicht nackt, nicht gefoltert, aber es gab auch keinen Grund für mich, aufzuatmen, denn beide Frauen standen dich nebeneinander vor der Wand. Bewacht wurden sie von vier schrecklich aussehenden Bluthunden…

***

Das also war Teil zwei des Alptraums, der keiner mehr war, denn die Realität hatte mich eingeholt.
Die Köter gehörten zu den Kampfhunden der schlimmsten Sorte. Es waren Pitt Bulls, und als ich sie sah, da dachte ich zuerst weniger an Jane und Glenda, sondern daran, was mir Shao und Suko über ihre Träume berichtet hatten.
Sie hatten mich gefesselt gesehen, und sie hatten gesehen, wie ich von genau diesen vier Bluthunden zerrissen wurde. Darauf lief es im Endeffekt hinaus.
Noch war ich frei. Ich konnte mich bewegen. Im Gegensatz zu den beiden Frauen, die sich nicht rührten, denn jedes Zucken konnte von den Bluthunden falsch aufgefaßt werden.
Ich wußte nicht, ob sie mich gesehen hatten, aber ich wollte es zumindest, denn mein Anblick konnte ihnen möglicherweise wieder Hoffnung geben.
Wenn ich mich bemerkbar machte, durfte ich sie auf keinen Fall erschrecken, deshalb sprach ich sie auch nicht an. Ich rief keinen Namen, sondern zischte einfach nur die Luft durch die Zähne, was sie zuerst nicht registrierten.
Die Hunde drehten sich nicht um. Sie schienen den Befehl erhalten zu haben, nur die beiden Gefangenen zu bewachen und sich ansonsten um nichts zu kümmern.
Wie konnte ich sie ausschalten? Durch Kugeln - klar, aber es waren vier Hunde, nicht nur einer oder zwei. Wenn ich einen erwischte, blieben noch drei andere zurück, die ihre Opfer zerfleischen konnten, bevor sie von weiteren Geschossen getroffen wurden.
So also nicht.
Ein zweites Mal versuchte ich es mit dem Zischlaut. Diesmal etwas lauter und auch das Hecheln der Köter übertönend.
Jane Collins bewegte ihre Augen. Mehr durfte sie nicht riskieren. Ein Lichtreflex huschte über ihre Augen hinweg, deshalb nahm ich die Bewegung auch wahr, und sie schielte plötzlich in meine Richtung. Zwangsläufig entdeckte sie mich.
Das Blitzen der Augen. Das Zucken der Mundwinkel. Aber kein Lächeln, denn die Furcht blieb.
Ich wollte ihr trotzdem etwas Trost geben und nickte ihr deshalb kurz zu.

Auch Glenda Perkins hatte mich jetzt wahrgenommen. Sie reagierte anders als Jane. Es sah so aus, als wollte sie mir etwas zurufen. Im allerletzten Moment erinnerte sie sich daran, in welch einer Lage sie steckte, deshalb schwieg sie.

Unser Glück.

Die Bluthunde hatten mich sicherlich gewittert, aber sie drehten sich nicht um. Auch weiterhin fixierten sie die Opfer.

Jane und Glenda hatte ich gefunden. Nur Belial blieb verschwunden. Dabei war ich sicher, daß er sich in der Nähe aufhielt. Bestimmt wartete er auf eine günstige Gelegenheit, mich zu packen. Er brauchte sich nur herzuschleichen und mir einen Stoß zu versetzen, damit ich in die Grube stürzte.

Gedanken, die gar nicht mal so fremd in dieser Lage waren. Die sich zumindest teilweise bestätigten, denn in meinem Rücken hörte ich die Geräusche.

Es waren Schritte…

Belial?

Auch wenn es mir schwerfiel, den Blick von den Frauen zu nehmen, aber ich mußte wissen, was da passierte, deshalb drehte ich mich langsam um…

***

Es hatte Suko natürlich nicht gefallen, sich von seinem Freund trennen zu müssen, aber die Sachzwänge waren wichtiger als die persönlichen Überlegungen.

Er hatte in der Deckung des Unterholzes gewartet und zugeschaut, wie John durch den Eingang in das Haus getreten war, in dem ein Licht brannte, das auch Suko nicht verborgen geblieben war. Es reizte ihn natürlich, John Sinclair zu folgen, aber das mußte er auf später verschieben und blieb zunächst draußen.

Viele Häuser verfügen über zwei Eingänge. Einer vorn, der zweite an der Rückseite. Und diesen zweiten Eingang suchte Suko.

Der Inspektor gehörte zu den Menschen, die sich schnell und dabei auch relativ lautlos bewegen konnten. Er schlug einen Bogen und merkte rasch, daß der Wald in direkter Nähe des Hauses an der Rückseite begann. Hier sahen die Bäume unheimlich aus. Sie erinnerten an dunkle Gespenster, die darauf warteten, Menschenopfer fangen zu können. Hin und wieder machten sie sich auch durch ein Rascheln bemerkbar, und es hörte sich an, als würden sie dabei aus zahlreichen Mäulern ausatmen.

Die Rückseite des Hauses war für Suko eine finstere Fläche. Kein Lichtschimmer sickerte durch irgendeinen Riß oder Spalt in der Wand. Das Gebäude schien mit Teer beschmiert zu sein.

Und doch entdeckte Suko dort eine Bewegung!

Vor dem Dach, dicht über dem Boden schwebend? So genau war es nicht auszumachen, aber er hatte sich auch nicht getäuscht. Eine Gestalt oder ein Schatten schien vom Himmel herabgestiegen zu sein.

Belial!

Er war der Engel, der dank seiner Flügel fliegen konnte. Er hatte sich durchaus in der Finsternis des Himmels verstecken können, denn das Grau der Wolken saugte alle anderen Konturen einfach auf.

Zudem schaffte er es auch, sich lautlos zu bewegen. Sicherlich hatte er die Ankunft seiner Feinde aus einer gewissen Distanz beobachtet, wobei Suko nur hoffte, daß sich Belial mehr auf John konzentrierte und nicht zu sehr auf ihn. Er wollte seine Bewegungsfreiheit behalten.

Sie drückte sich auch darin aus, daß er die Dämonenpeitsche hervorholte. Das leise Schaben störte ihn nicht, wichtig allein war diese Waffe, mit der er einen Kreis schlug, damit aus der Öffnung die drei Riemen hervorgleiten konnten.

Sie bestanden aus der Haut des Dämons Nyrana. Durch einen Schlag mit der Peitsche hatte Suko schon manch mächtigen Feind in die Knie gezwungen. Er war sich immer sicher gewesen, doch er fragte sich, ob sie stark genug war, um gegen den Engel der Lügen anzukommen.

Es kam auf einen Versuch an.

Suko änderte seinen Standort nicht. Gebannt schaute er schräg nach vorn, wo sich schwach die Umgebung unter dem immer noch düsterer werdenden Himmel abmalte. Ein Gewirr aus Sträuchern und Unterholz, überschattet von den Kronen hoher Bäume.

Dort war Belial gelandet. Suko hatte nur ein leises Rascheln vernommen. Dann war ein trockener Zweig gebrochen, und nun herrschte wieder Stille.

Der Inspektor war zu einer Wand erstarrt. Er bewegte sich um keinen Millimeter von der Stelle, und er wartete darauf, daß sich Belial eigentlich mit ihm beschäftigte. Er mußte doch gemerkt haben, wo sich Suko aufhielt. Das tat er nicht. Er blieb weiterhin dort stehen, wo er den Boden berührt hatte.

Suko konnte zuschauen, wie sich die Flügel auf seinem Rücken zusammenfalteten.

John war im Haus.

Belial befand sich draußen.

Zwei Tatsachen, die der Inspektor als ungemein wichtig ansah, denn er konnte sich vorstellen, daß Belial das Haus betrat, um in den Rücken seines Freundes zu gelangen.

Der Lügenengel hielt sich auch nicht länger dort auf, wo er gelandet war, sondern bewegte sich auf das Haus zu. Er mußte um die vordere Ecke herumgehen, damit er den Eingang erreichte. Da es keinen normalen Weg gab und er sich durch das Gelände bewegte, waren gewisse Geräusche nicht zu vermeiden, an denen sich auch Suko

orientieren konnte, denn er blieb Belial auf dem Fersen.

Wichtig war für ihn erstens, daß er ihn nicht aus den Augen verlor, und zweitens durfte er auf keinen Fall die Dämonenpeitsche aus der Hand geben. Sie war für ihn zu einer wichtigen Waffe geworden. Er ging schneller als Belial, bewegte sich ebenfalls um die Hausecke herum und sah die Gestalt vor sich.

Ein breiter Rücken, aus dem die Flügel hervorwuchsen. Suko nahm auch einen Geruch wahr, diesen scharfen Ozongestank. Er dachte daran, daß Belial inmitten eines mörderischen Unwetters den Weg in die Welt gefunden hatte, begleitet von den Blitzen gewaltiger elektrischer Entladungen, die ihn umgeben hatten wie ein Mantel.

Noch näher heran.

Das Haus wuchs vor den beiden hoch.

Belial stand auf der Schwelle. Er ging noch nicht hinein, was Suko wiederum wunderte. Er rechnete mit einem Trick und natürlich damit, daß man ihn entdeckt hatte.

So war es auch.

Weshalb sonst hätte sich Belial plötzlich umdrehen sollen? Er tat es mit einer heftigen Bewegung und starrte Suko an, der genau wußte, daß er etwas tun mußte.

Keine Sekunde warten.

Bevor Belial seine Kräfte gegen ihn einsetzen konnte, wuchtete sich Suko auf die Gestalt zu. Obwohl ihm nur wenig Zeit geblieben war, hatte er sich alles ausgerechnet. Es war die erste, die letzte und auch die einzige Chance.

Belial schien überrascht zu sein, denn er tat nichts. Ging nicht zur Seite, wehrte sich nicht, und Suko hielt die Peitsche in beiden Händen. Die drei Riemen straff gespannt, wie bei einer Schlinge, die er um den Hals der Gestalt drehen wollte.

Das tat er.

Plötzlich spannten sich die Riemen um Belials Hals. Suko wuchtete die Gestalt herum, damit er den Rücken vor sich sah, was er auch schaffte, dann zerrte er die Schlinge am hinteren Hals des Lügenengels zu und wartete auf Belials Tod…

***

Der trat nicht ein!

Drei, vier, fünf Sekunden vergingen. Es zuckten keine Flammen auf. Der Hals des Lügenengels brach nicht durch. Die Kraft der Peitsche rauhte ihn nicht auf, sie riß keine Spalten oder Löcher, aus denen stinkender Brodem drang, denn das alles wäre normal gewesen, so kannte Suko die Kraft seiner Peitsche.

Nicht bei Belial.

Er war immun!

Als Suko dieser Gedanke überflutete, fühlte er sich wie auf der Verliererstraße, was Belial auch merkte, denn trotz der um seinen Hals gedrehten Schlingen konnte er reden.

»Willst du gegen mich antreten? Gegen mich, den Engel der Finsternis, gegen Luzifers rechte Hand?«

Suko gab keine Antwort. Seine eigene Furcht unterdrückend, zischte er: »Geh hinein! Los, geh in das Haus, verflucht!«

»Und dann?«

»Geh!«

»Willst du deinen Freund noch einmal sehen? Und auch die beiden Frauen, bevor meine Hunde sie zerreißen?«

»Geh!« Suko blieb hart.

»Gut«, sagte Belial mit einer für ihn normal klingenden Stimme, die trotzdem schrill klang. »Ich werde es dir beweisen. Dieses Haus wird auch zu deinem Grab werden.«

Er ging vor, und es kümmerte ihn nicht, daß noch immer die drei Riemen der Peitsche um seinen Hals hingen. Sie hatten versagt, er, der Engel der Lügen, war einfach zu mächtig, und mit diesem Problem mußte Suko erst einmal zurechtkommen…

***

Ich hatte die Schritte gehört und mich gedreht. Irgendwo war mir schon klar, wer da das Haus betrat. Ich sah auch den Schatten dicht hinter der Schwelle. Wegen der noch hellen Szenerie dort draußen erkannte ich, daß es Belial war, der nun *sein* Haus betreten hatte, um mit mir abzurechnen.

Aber er war nicht allein.

Eine zweite Person befand sich hinter ihm: Suko. Mir fiel auf, daß beide nicht normal gingen, auch blieb mein Freund dicht hinter Belial, der den Kopf weit zurückgelegt hatte.

Den Grund konnte ich nicht erkennen, aber ich glaubte daran, daß einiges nicht stimmte.

Ich ließ die beiden näher an mich herankommen. Bevor ich reden konnte, zeigte mir Suko, daß er mich entdeckt hatte. »Ich bin es, John, und ich glaubte, ihn zu haben.«

Was redete er da? »Wieso? Was meinst du damit. Ich gerate noch durcheinander.«

»Die Peitsche klemmt um seinen Hals!«

Mein Freund hatte mir nur diesen einen Satz gesagt. Mehr brauchte er nicht hinzufügen, denn ich erkannte nun die gesamte Tragweite dessen, was uns widerfahren war, und ich wußte genau, wer hier der große Sieger sein würde. Die Dämonenpeitsche hatte bei Belial nichts, aber auch gar nichts bewirkt. Wo andere längst vergangen wären, war bei ihm alles normal geblieben. Ebensogut hätte Suko ihm auch ein

normales Band um die Kehle wickeln können, was letztendlich denselben Effekt gehabt hätte.

Ich sah nicht nur unsere Felle davonschwimmen, sie waren bereits verschwunden. Es gab einen Sieger, und der hieß Belial. Seine Falle war perfekt, sein Plan erfüllt worden, und ich konnte nicht anders, als den Kopf leicht zu drehen und noch einmal in die Tiefe zu schauen, wo Glenda und Jane von diesen vier fürchterlichen Höllenhunden weiterhin bewacht wurden und nicht mal mit der Wimper zuckten.

Etwas sirrte in mein Ohr. Es war dieses schrille, unnatürliche und widerliche Lachen des Lügenengels, das abrupt stoppte, denn er hatte seinen Triumph genossen.

Dafür sprach er. Seine Worte hörten sich schlimm an. Nicht nur vom Inhalt her, sondern auch von der Akustik, denn wiederum sirrten sie durch meinen Kopf.

»Was soll das alles? Ihr habt verloren. Die Frauen gehören mir und den Hunden. Danach seid ihr an der Reihe.«

»Vorher bringe ich dich um!« flüsterte ich.

»Wie denn?«

»Das solltest du wissen. Erinnere dich daran, wie dich mein Kreuz schwächte. Ich trage es wieder bei mir. Willst du es sehen?« Ich redete viel, weil ich Zeit gewinnen wollte, und ich dachte immer wieder daran, ihn zu einer Lüge zu verleiten, wobei er der Ansicht sein mußte, die Wahrheit zu sprechen. Wenn das geschah und wenn ich dann noch mein Kreuz einsetzen konnte, würde sich einiges wieder richten.

»Ja, zeig es mir!«

Ich hatte meine Hand schon in die Tasche gesteckt. Wenig später konnte er darauf schauen. Der Anblick schockte ihn nicht. Er ließ ihn wieder sirrend lachen. »Ich hörte, daß es für manche gefährlich sein soll, aber nicht für mich. Zu meiner Zeit hat es das Kreuz nicht gegeben, verstehst du? Alles war damals anders. Es liegt so tief in der Vergangenheit begraben, daß du daran nicht mal denken kannst. Es wird dir auch nicht gelingen, dir eine Vorstellung zu machen von dem…«

»Vier Erzengel!« hielt ich dagegen. »Es ist den vier Erzengeln geweiht. Das solltest du auch wissen. Es sind die Engel des Lichts und nicht die der Finsternis, zu denen du zählst. Denke daran Belial, vier Erzengel sind mächtiger als du. Was damals geschehen ist, können wir hier wiederholen. Du wirst nicht gewinnen.«

Er ging darauf nicht ein. »Sag deinem Freund, daß er die Peitsche von meinem Hals nehmen soll.«

»Warum?«

»Sag es ihm!«

»Spürst du Schmerzen?«

Belials blutleere Lippen zuckten. »Willst du denn, daß ich den Hunden einen Befehl gebe?«

Suko und ich wußten, was er gemeint hatte. Keiner von uns wollte, daß sich gewisse Träume auf eine ähnliche Art und Weise erfüllten. Da war ich zerrissen worden, jetzt hätte es Jane und Glenda erwischt, auch wenn wir, falls wir Belial gehorchten, nur einen Aufschub erreicht hätten.

»Es ist schon gut«, sagte Suko hinter Belial. Seine Stimme kam mir und wohl auch ihm selbst fremd vor. An Belials Hals bewegte sich etwas, was ich genau erkennen konnte, dann sanken die drei Riemen der Peitsche schlaff nach unten, berührten noch einmal kurz den linken Oberschenkel der Gestalt, bevor Suko sie an dem Körper vorbei wieder zurückzog.

Belial war frei!

Er schüttelte sich kurz, dann kam er auf mich zu und blieb so stehen, daß er in die Tiefe zu den beiden Frauen hin schauen konnte. »Sie waren gute Lockvögel«, sagte er. »Sehr gute sogar. Ihr seid gekommen, und das allein ist wichtig. Aber sie werden nicht überleben, denn sie gehören zu euch. Ihr habt ihnen einen Aufschub gegönnt, das ist alles. Dafür dürft ihr zuschauen, wie sie sterben.«

»Das werden wir nicht!« erklärte ich, wobei ich selbst nicht wußte, woher ich den Mut nahm, dies auszusprechen, denn eine Chance sah ich nicht in Greifweite.

Belial hatte ich trotzdem überrascht. »Wie willst du das verhindern? Ich fürchte mich nicht vor deinem Kreuz. Ich weiß, daß du bestimmte Worte rufen mußt, um seine Kraft hervorzuholen. Dann werden auch die Engel eingreifen, aber es sind eben Worte, nicht mehr. Sie auszusprechen, kostet Zeit, sogar viel Zeit, die ich nutzen kann.«

»Auch der Tod der beiden Frauen wird mich nicht daran hindern können, die Formel zu sprechen!« erklärte ich ihm. Es war mühsam für mich, meiner Stimme Festigkeit zu geben, denn was ich ihm da erklärt hatte, bedeutete gleichzeitig ein endgültiges Fallenlassen einer Jane Collins und einer Glenda Perkins.

Die Zwickmühle war unmenschlich und mörderisch. Wir hatten uns in diesem Netz aus Lügen, Träumen, Intrigen und letztendlich auch Wahrheiten gefangen und sahen kein Schlupfloch. Was auch geschah, es würde Tote geben. Dieses Wissen machte mich fertig. Es nagte in mir, als wären Ratten dabei, meinen Körper von innen her aufzufressen. Ich kam aus dieser Klemme unbeschadet nicht mehr heraus, zumindest nicht seelisch. Wie mein Leben weiterlaufen würde, mit dem Wissen, schuld am Tod zweier Freunde zu sein, darüber wollte ich lieber nicht nachdenken. Das hätte mich um den Verstand gebracht.

»Dann tu es!« schrillte mir die Stimme des Lügenengels entgegen. »Tu

es, John Sinclair!«

Ich schaute in die Tiefe.

Jane und Glenda hatten jedes Wort mitbekommen. Es war ein Fehler gewesen, sie anzublicken, denn in ihren Augen lag ein Ausdruck, der mich beinahe um den Verstand brachte.

Hoffen, Bangen?

Ich wußte es nicht.

Oder würde ich ihnen den Tod bringen? Ich hätte schreien, weinen und weglaufen können, statt dessen stand ich auf dem Fleck wie eingefroren, und ich erlebte, daß dieses schlimmer war als die beiden Alpträume in der Nacht.

»Wir müssen es zu Ende bringen!« sagte Belial. »Ich will auch nicht länger warten, deshalb werde ich jetzt den Befehl geben.« In seinen Augen strahlte es kurz auf, das Grinsen zeigte mir, daß er nicht geblufft hatte. Zudem zählte für ihn ein Menschenleben nicht, und ich war noch immer nicht sicher, was ich tun sollte.

Lüge, Wahrheit? Ich brachte alles durcheinander, weil ich eben wie ein Mensch dachte und nicht wie eine dämonische Kreatur.

Da meldete sich Suko. Was er sagte, wollte ich kaum glauben, aber die Worte standen im Raum.

»Du wirst es nicht tun, Belial, denn du lügst!«

***

Er hatte es vorgehabt, das war deutlich für mich zu sehen gewesen, aber Suko hatte selbst ihn durcheinandergebracht, und Belial schüttelte den Kopf. »Was sagst du?«

»Daß du es nicht tun wirst.«

»Warum?«

»Weil du lügst!«

»Nein!« schrie er. »Ich lüge nicht. Ich spreche immer die Wahrheit. Ich werde den Befehl geben.«

Er mußte lügen, aber selbst davon überzeugt sein, die Wahrheit zu sagen. Dann würde er schwach, dann konnten wir eingreifen. Wollte Suko darauf hinaus!

Ich begriff das nicht. Ich war zu dumpf im Hirn, und Belial krümmte sich plötzlich.

Er schrie etwas.

Die Hunde sprangen.

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber mein Freund Suko war um den Bruchteil einer Sekunde schneller.

Er schrie ein Wort.

»Topar!«

***

Fünf Sekunden Zeitstillstand! Fünf Sekunden unter dem Einfluß des

mächtigen Buddha stehend, das war es gewesen, was Suko brauchte. Seine Dämonenpeitsche hatte versagt, und er konnte nur hoffen, daß sich dies nicht auch auf den Stab übertrug.

Er konnte sich bewegen, doch andere, die das Wort gehört hatten, blieben steif.

Auch die Bluthunde?

Darauf hatte Suko all seine Hoffnungen gesetzt, als er mit einem Sprung den Rand der Luke erreicht hatte und plötzlich in die Tiefe fiel, den Frauen und den erstarrten Hunden entgegen.

Suko tat etwas, was er eigentlich nicht hätte tun dürfen. Er wollte während dieser Zeitspanne töten.

Er setzte damit die Kraft des Stabs aufs Spiel, was ihm in diesen Augenblicken völlig egal war, wo es um das Leben der Frauen ging.

Er feuerte, während er fiel.

Die Geschosse jagten in die Köpfe der Bestien. Blut spritzte, die Tier brachen zusammen, und als Suko den Boden erreicht hatte, da war die Zeit noch nicht vorbei. Er war zusammengesackt, lag fast auf dem Rücken und jagte die restlichen Kugeln in die häßlichen Schädel der Tiere. Kein Hund sollte noch leben, wenn die Zeit vorbei war.

Er warf einen raschen Blick nach rechts. An der Wand standen Jane und Glenda wie angenagelt. Mit ihren starren Augen sahen sie aus wie Puppen.

Dann war die Zeit vorbei!

Auch für mich - und für Belial!

Was ich nicht mehr für möglich gehalten hatte, war meinem Freund Suko gelungen. Er hatte es geschafft, Belial, den mächtigen Engel der Lügen, aus dem Konzept zu bringen, denn so etwas hatte selbst er noch nicht durchmachen müssen.

Dementsprechend überrascht war er, griff auch nicht ein und mich nicht an, sondern wollte die neue Lage erst sondieren.

Dagegen hatte ich etwas.

Diesmal rief ich die Formel, ohne daß mich jemand dabei störte. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Das war die Initialzündung, bezogen auf die unerklärbare Macht des Kreuzes. Das Licht gleißte auf.

Es erfüllte das Innere dieses Hauses, drang auch durch die Wände, zuckte nach draußen und tanzte dort als ein Gewitter aus Blitzen umher.

Belial kämpfte.

Belial irrte durch das Haus!

Belial schrie und brüllte!

Er schlug mit den Armen um sich, als könnte er das Licht vertreiben, das seinen Körper umgab. Ich sah ihn dabei wie in einem hellen Etui steckend, und er suchte die Flucht aus diesem Haus, raus aus diesem

Licht. Er rannte auf die Tür zu. Seine Flügel schlugen hektisch aus, aber noch konnte er sich nicht erheben.

Dann taumelte er durch die Tür. Für mich wirkte er wie ein Leinwandheld, der verloren hatte und sich aus einem Film zurückziehen wollte, um in den nächsten einzutauchen.

Den hatte Luzifer für ihn aufgebaut.

Die Kälte kannte ich, sie drang gegen mich, sie machte mich starr, sie erwischte auch das Kreuz und damit das Licht und ließ es plötzlich blasser aussehen.

Belial aber verschwand. Er torkelte kraftlos weiter. Er wurde beschützt, er fiel nicht, etwas riß ihn einfach in die Höhe, wobei er mir da vorkam wie ein flügellahmer Vogel, denn abermals hatten wir ihn mit seinen eigenen Waffen geschlagen.

War Luzifer wieder da?

Mein Blickwinkel war begrenzt. Ich schaute zwar durch die Tür, übersah aber nur einen kleinen Ausschnitt. Die Kälte wich zurück, ein Zeichen, daß sich auch Luzifers Aura nicht mehr in unserer Nähe befand.

Es war wieder normal.

Ich bewegte- mich zur Seite. Ich wollte zu den beiden Frauen und natürlich zu Suko.

Ihn hörte ich sprechen. »Dann hilf uns mal hoch, du alter Geisterjäger. Schließlich muß auch ich mich mal ausruhen…«

***

Ich wußte nicht, ob ich weinte oder lachte. Wahrscheinlich löste sich beides ab, aber ich half zuerst Glenda und dann Jane hoch, die noch immer nicht so recht fassen konnten, daß sie diesen Horror tatsächlich überlebt hatten.

Suko blieb noch unten. Er ließ sich von mir die Beretta geben und erschoß auch noch den letzten Hund, der, trotz schwerer Verletzungen, versucht hatte, nach den Frauen zu schnappen.

Dann kletterte auch er nach oben, wobei er sich gern an meiner Hand festhielt.

Er schaute mich an. »He, Alter, was ist mit dir?«

Ich winkte ab. »Nichts.«

»Komm, die Sache ist vorbei. Wir leben alle noch und sind nicht mal verletzt.«

»Ja, das stimmt. Du hast es geschafft. Du und dein Stab, und ich weiß auch, obwohl ich es nicht gesehen habe, daß du während dieser fünf Sekunden töten mußtest.«

»Das ist richtig.«

»Dann weißt du auch, was das zu bedeuten hat?«

Suko gab mir diesmal keine Antwort. Er zog nur den Stab hervor und

schaute ihn an. Der aber schwieg, und deshalb redete mein Freund. »Weißt du, John, ich kann nur hoffen, daß dieser Zauber nur für Menschen oder Dämonen gilt. Von bösartigen Tieren ist eigentlich nie die Rede gewesen.«

Er hob die Schultern. »Was soll's, wir werden es überprüfen müssen.«

»Das sicher.«

Zunächst einmal kümmerten wir uns um Glenda und Jane. Sie wußten nicht, was sie sagen sollten, und auch mir fiel es schwer, Gefühle in Worte zu fassen.

Ich wischte über meine Augen, versuchte ein Lächeln, als mir Glenda in die Arme fiel und Jane sich bei Suko bedankte, wobei Glenda es später nachholte, was den Inspektor mehr als verlegen macht.

Wir verließen das Haus, das für uns leicht zu einem Vierergrab hätte werden können.

Von Belial sahen wir nichts.

Zum zweitenmal hatten wir ihn zurückschlagen können. Aufgeben würde er nicht, das wußten wir auch. Zunächst aber würden wir vor ihm und sicherlich auch seinen Träumen und Bluffs Ruhe haben.

Ineinandergehakt gingen wir den Weg zurück. Für mich hatte die Allee ihren Schrecken verloren, für meine Freunde sicherlich auch…

ENDE des Zweiteilers